Deutsche

National-Litteratur

Deutsche
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

126. Band

Schillers Werke IX

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Schillers Werke

Neunter Teil

Kleinere Erzählungen. Der Geisterseher

Herausgegeben
von
Dr. K. Boxberger

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

[ca. 1887]

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

A. Schiller als Erzähler.

Auch in den nicht in dramatischer Form geschriebenen Werken werden wir Schiller immer als gebornen Dramatiker erkennen. Wir machen in diesem Bande den Anfang mit zwei Gesprächen, zunächst deshalb, weil sie der Jugendzeit von Schillers dichterischem Schaffen angehören, dann auch weil sie in ihrem Äußern die dramatische Form noch wahren. Schon diese Form beweist, daß die beiden Dichtungen dramatische Übungen sind. Wie der, der dialogisch schreiben lernen will, sich üben muß, sich selbst in zwei Personen zu zerlegen, so hat Schiller in dem ersten Gespräch

Der Spaziergang unter den Linden

einen Brief aus Goethes „Leiden des jungen Werthers", von denen uns mehrfach bezeugt ist, daß er für sie in seiner Jugend schwärmte und sie zum Teil auswendig wußte, in dialogische Form gekleidet, indem er den glücklich liebenden und den unglücklich liebenden Werther in zwei Personen zerlegte. Es ist der herrliche Brief vom 18. August, welchen man in Goethes Werken nachsehen möge. Fraglich ist es, ob man berechtigt ist, das zweite Gespräch in Schillers Werke aufzunehmen. Es führt den Titel

Der Jüngling und der Greis

und ist, nach einem glaubwürdigen Zeugnis, von Schillers akademischem Freund Scharffenstein verfaßt, von Schiller nur überarbeitet. Man könnte annehmen, Schiller habe sich die dialogische Form dadurch erleichtert, daß er den, zwar nicht durch seine Jahre, aber durch sein Temperament kühler gestimmten Freund veranlaßte, die Rolle des Greisen zu übernehmen, während er, Selim, wie er sich auch in dem Freundschaftsbunde mit Scharffenstein nannte, die Rolle des Jünglings schrieb und dann das Ganze überarbeitete, in welchem ein Schillerscher Geist weht. Es wäre dies ein ganz ähnliches Verhältnis, wie in den „Philosophischen Briefen" des Julius und Rafael, in denen Schiller Julius war, der kühlere Scharffenstein, später Körner, Rafael.

Es folgen nun die eigentlichen Erzählungen, bei deren Abfassung Schiller zwar schon fern von seinem schwäbischen Vaterlande weilte, die jedoch noch zum Teil auf württembergischen Erlebnissen oder Erinnerungen fußen. Die erste derselben

Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte

ist die am wenigsten bedeutende. Sie war einem wirklichen Ereignis nacherzählt, von welchem Schiller in dem Hause seiner Wohlthäterin, der Frau von Wolzogen, entweder durch sie selbst oder durch deren Sohn Wilhelm, Schillers späteren Schwager, Kunde erhielt. Boas, Schillers Jugendjahre II, S. 232 erzählt sie so: „Zwei Brüder, Barone von Wurmb, liebten dasselbe Mädchen mit gleicher Leidenschaft. Der ältere verließ Deutschland, um dem Glücke seines Bruders nicht im Wege zu sein; doch ertrug er die Trennung nicht und kam elend, bleich, ein Bild des Todes, nach der Heimat zurück. Nun ging der jüngere nach Batavia, dem Bruder die geliebte Braut überlassend, der sich denn auch mit ihr vermählte. Aber schon nach einem Jahre starb die junge schöne Frau, und auf dem Sterbebette entdeckte sie einer Vertrauten (nach Goedeke der Frau von Wolzogen), daß sie den Entfernten geliebt habe. — Die Schwester der beiden Brüder lebte noch in Thüringen, und dies war Frau von Lengefeld, welche nachmals Schillers Schwiegermutter wurde." Die Brüder hießen Ludwig und Karl; der letztere war der Entsagende und ging nach Batavia, wo er starb. Die Geliebte der Brüder war ein Fräulein von Werthern. — War demnach diese Erzählung ein Abtrag des Dankes gegen seine hochherzige Beschützerin, so werden wir unsern Dichter in seinen beiden bedeutendsten Erzählungen, die wir unter Nr. 4 und 5 mitteilen, das Rächeramt fortsetzen sehen, welches er schon in seinen jugendlichen Dramen übernommen hatte. Wenig bedeutend und nur eine Bearbeitung nach dem Französischen ist das

Merkwürdige Beispiel weiblicher Rache

nach Diderot. Diderot war in den höheren Kreisen Deutschlands Modeschriftsteller, und nur so erklärt es sich, daß Schiller zu dieser Ware

griff, um so eher, als das Werk, dem er diese Erzählung entlehnte (Jacques le fataliste et son maître), damals noch nicht gedruckt war, sondern nur in Abschriften cirkulierte. Eine solche mochte er etwa von dem Theaterintendanten von Dalberg erhalten haben. Es war das erste und letzte Mal, daß Schiller sich auf den Boden französischer Frivolität begab. Die folgende Nr. 3 ist wie Nr. 1 der Dank Schillers für die ihm in dem freundlichen Thüringen gewährte Gastfreundschaft. Wie schon der Titel

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Im Jahre 1547

erraten läßt, verdanken wir diese Erzählung einem der glücklichsten Jahre aus Schillers Leben, seinem Aufenthalt in Rudolstadt bei den beiden Schwestern Lengefeld im Sommer 1788. Er selbst giebt uns seine Quelle an, und wir setzen Söffings Worte zur Vergleichung hierher. Dieses Buch hatte er in der Bibliothek des Herrn von Ketelhodt in Rudolstadt gefunden, der mit der Familie Lengefeld befreundet war. Es heißt darin ad annum 1549, S. 199 ff.:

„De transitu exercitûs Carolini Anno 1547. facto refert CL. M. Waltherus in epicedio B. Soceri sui, quod Catharina Hennebergo-Svvartzburgica Ducem de Alba ad pecudes a cohortibus Caesareanis abductas colonis Hasellanis reddendas animose coëgerit strategemate muliebri, de quo Cyr. Spangenberg in Adelspiegel part. I. 1. 13. fol. 455. zum Beschluß wil noch eine mannliche beherzte That einer Deutschen Fürstin erzehlen, wie ich die aus derselben eigen Munde Anno 1552 gehöret.

„Im Smalkaldischen Kriege Anno 1547 hat sich's zugetragen, als Kaiser Karl wieder aus Sachsen durch Thüringen nach dem Francken- und Schwaben-Land gezogen, mit den beyden gefangenen Fürsten Hertzog Joh. Friedrichen, Churfürsten zu Sachsen, und Landgraff Philipsen zu Hessen, daß die Gräffin von Schwartzburgk zu Rudolstadt Frau Catharina, geborne Fürstin von Hennebergk Witbin, für ihre arme Unterthanen Salvaguardie ausgebracht, damit dieselbe an Vieh und Gütern unbeschädiget bleiben möchten. Hat dargegen sich erboten, damit auch Rudolstadt unbeschwert bleiben möchte, um ziemliche Bezahlung Brodt und andere Speiß und Tranck heraus an die Saalbrücke zur Nothdurfft zu verschaffen, wie denn auch geschehen. Doch hat sie die Brücke einen guten Weg weiter von dem gewöhnlichen Ort von der Stadt am Wasser hinab über die Saal schlagen lassen. Mittlerweile haben ihre arme Leute, was ihnen sonst lieb, auffs Schloß Rudolstadt aus dem Wege geflehet [geflüchtet]. Im fürüber Zuge haben Hertzog Heinrich von Braunschweig beneben seinen Söhnen und der Duc de Alba an gedachte Gräffin werben lassen, das Morgen-Brodt bey ihr zu nehmen. Darauff sie zur Antwort geben, sie wolte thun, was ihr Vermögen, sie würden vorlieb nehmen, und auch die

Verschaffung thun, daß ihre armen Leute der Salvaguardie geniessen möchten.

„Hierauff sind gedachte Herren zu ihr auff das Hauß kommen; Unter der Mahlzeit aber komt ihr die Botschafft, daß die Spanier in etlichen Dörffern ihren armen Leuten das Vieh mit Gewalt genommen und davon getrieben, welches sie hefftig bewegt, wie sie denn auch ein großmütig Weib gewesen, derowegen heimlich befohlen, Thor und Pforten wol in acht zu nehmen. Ist darnach wieder zu den Fürsten in das Gemach, da sie Mahlzeit gehalten, gangen und mit bewegten Gemüt geklagt, wie es ihren armen Leuten ergehe, dessen die Herrn endlich gelachet, und gesaget daß in dergleichen Zügen ein solches nicht allezeit so gar könnte vorkommen [verhindert] werden; Darüber sie unmutig worden, und begehret, sie wolten daran seyn, daß ihre armen Leute ihr Viehe wieder bekommen möchten, oder es müste Fürsten Blut gelten. Hat auch darauff ihre gewapnete Leute ins Gemach hinein treten und auffwarten heissen. Dessen denn der Duc de Alba nicht wenig erschrocken, der Hertzog von Braunschweig aber sich nichts merken lassen, sondern solches alles zum besten gedeutet, als einer solchen Landesmutter, die sich ihrer armen Leute mit Ernst annehmen, und nicht gern verderbt wissen wolte, sie freundlich angeredet, sie solte sich zufrieden stellen, der Sachen solte bald Rath geschaffet werden. Als nun uff Befehl das Vieh zurück kommen, und den Bauern wieder worden, hat sie den Fürsten zum höchsten gedancket, Hertzog Heinrich hat dieses ernsten Schertzens hernach wol lachen müssen, auch die Gräffin darinnen gelobet, und sind also endlich mit Friede in guten von einander geschieden."

Die Schrift von Waltherus, Epicedium B. Soceri sui, die Söffing hier anführt, ist identisch mit der von Schiller S. 48 erwähnten: Mausolea manibus Metzelii posita, deren Verfasser nicht Dedekind, sondern Waltherus ist. Dedekind ist eine von den verstorbenen Personen, denen diese Mausolea gelten. Schillers Irrtum beweist, daß er die Schrift wirklich in Händen gehabt hat.

Eine Perle der Schillerschen Erzählungskunst ist Nr. 4

Der Verbrecher aus verlorner Ehre.

Man erkennt sofort, daß diese Erzählung mit den „Räubern" aus demselben Boden erwachsen ist. Sie und die folgende führen uns zurück in die württembergischen Wälder und in die württembergischen Gefängnisse auf hohen Bergen, in denen die Freisassen der Wälder bisweilen ihre Ausschweifungen in der Freiheit zu büßen hatten. Es ist uns, als wenn Karl Moor vor uns, wie in jenem Drama vor den Pater hinträte, um uns eine Geschichte von seinen Ringen zu erzählen. Und wenn ich gleich zu Anfang sagte, daß wir auch aus Schillers Erzählungen den gebornen Dramatiker herauserkennen, so hatte ich besonders die vorliegende im Sinn, wo sich die ganze Handlung auf einen Kulminationspunkt zuspitzt,

der, wie in „Maria Stuart" (bei der Unterredung der Königinnen im Garten) in die Zeit einer Sekunde, in den Raum eines Gedankenstriches fällt — der umschlagende Stein des Sisyphus. Unser Herz klopft ungestüm mit dem Verbrecher, als er auf den Hirsch in Anschlag liegt und plötzlich seinen Todfeind vor sich sieht. „Eine unsichtbare, fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte" Der Name jenes Verbrechers war in Schwaben populär, das Volk sympathisierte mit jenen kühnen Jagdfrevlern, da es sie als Rächer der vielen Unbilden ansah, die besonders die ländliche Bevölkerung von der Strenge der Jagdgesetze zu erleiden hatte — sie mußte sich die Äcker von den Hirschen und Wildschweinen des Fürsten verwüsten lassen, ohne Schadenersatz, wenn es nicht der war, daß sie bei den zahlreichen Jagden des Fürsten mehrere Tage und Nächte lang Frondienste thun mußte. Wie jener Räuber zum „Sonnenwirtle" sagte, so dachte das Volk: „Weil du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Äckern und Feldern füttert, haben sie dich jahrelang im Zuchthaus und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirtschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll als ein Hase? Sind wir nicht besser als das Vieh auf dem Felde?"

Es begreiflich zu machen, wie ein gut beanlagter Mensch durch eine einzige Neigung, deren Befriedigung ihm durch Armut und Häßlichkeit erschwert wird, zum Räuber und Mörder wird und ihm auch als solchem unsere Sympathie zu wahren, war die Aufgabe des Dichters, die er mit Meisterschaft gelöst hat. Das Wort aus Wallensteins Monolog:

So schmal ist
Die Grenze, die zwei Lebenspfade scheidet,

gilt auch für unsern jugendlichen Mörder. Schiller erkennt richtig die Aufgabe des Dramatikers, das *Mitleid* mit dem Gefallenen rege zu erhalten durch die *Furcht*, daß auch wir durch unglückliche Schicksale ebenso fallen könnten wie er, durch den Gedanken, daß die Tugend manches Unbescholtenen nur *Schwäche*, das Laster manches Sünders nur mißleitete *Kraft* ist. So erreicht die dramatische Dichtung einen ihrer edelsten Zwecke:

Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Mit dieser Erzählung löste er glänzend das Wort, welches er dem Publikum in dem Programm seiner „Rheinischen Thalia" gegeben hatte, indem er als ersten Teil desselben „Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen" versprach. „Losgesprochen von allen Geschäften, über jede

Rücksicht hinweggesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger als die toten Schätze im Kabinett des Antikensammlers oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit aufladet."

Zudem war Schillern der Stoff zu seiner Erzählung durch seine Beziehungen zu seinen schwäbischen Freunden nahe genug gelegt. Jedenfalls hat er ihn aus dem Munde seines geliebten Lehrers und Freundes, des Professor Abel, denn dessen Vater war jener Amtmann zu Enzwaihingen, der den Sonnenwirt Schwan zu verhören hatte und durch seine humane Behandlung den Unglücklichen zum Geständnisse brachte.

Eine „furchtbare Abrechnung mit Stuttgart", wie man das Trauerspiel „Kabale und Liebe" genannt hat, ist auch die Erzählung Nr. 5

Spiel des Schicksals.

Körner schreibt an Schiller den 30. Dezember 1788: „Die Geschichte 'Das Spiel des Schicksals' ist von Dir. Am Stil hatte ich's schon erkannt, aber mich deucht auch, daß Du mir eine ähnliche Anekdote vom Herzog von Württemberg erzählt hast. Der Ton der Erzählung ist Dir, meines Erachtens, sehr gelungen. Lebhafte Darstellung ohne Prätension ist eine Manier, die ich mir schwer vorstelle."

Die beiden in unsrer Erzählung auftretenden Gegner sind Philipp Friedrich Rieger (Aloysius von G***) und Graf Samuel Friedrich von Montmartin (Josef Martinengo bei Schiller). Der Landesfürst ist der bekannte Herzog Karl Eugen von Württemberg, Schillers früherer Landesvater, der sich dieser beiden Kreaturen in der ersten schlimmen Periode seiner Regierung bediente, um die Gesetze seines Landes mit Füßen zu treten. Bei Gelegenheit der Truppenaushebungen im siebenjährigen Kriege kam die feindselige Eifersucht beider zum Ausbruch. Pfaff (Geschichte von Württemberg, 1839, III, 2, S. 264 ff.) erzählt die daraus entstandene Katastrophe in Riegers Leben folgendermaßen: „Nun ging der Subsidien-Traktat mit Frankreich zu Ende, und alle Versuche, durch einen neuen Vertrag mit Österreich, England oder Spanien einen Teil der Truppen wieder in fremden Sold zu bringen, waren vergeblich. (1760.) Diesen Zeitpunkt sah Rieger als den günstigsten an, um seinen Widersacher zu stürzen, und statt, wie der Graf, für Verminderung der Truppen, stimmte er nun gar für deren Vermehrung. Er wußte wohl, daß der Herzog, wie es wirklich geschah, letztern viel lieber als dem erstern Vorschlage

seinen Beifall geben würde, und meinte dadurch den Grafen ins unvermeidliche Verderben zu bringen. Allein umsonst, auch diesen Vorschlag, wodurch das Heer auf 17 000 Mann vermehrt wurde, wußte der in Finanzkünsten unerschöpfliche Montmartin zu seinem Vorteil zu benutzen. Rieger gewann nichts, als daß sein Unglück beschleunigt wurde. Sein Gegner wußte den früheren Verdacht von den Verbindungen Riegers mit den Brüdern des Herzogs wieder zu erwecken, und ein Brief an den Prinzen Friedrich, worin die allgemeine Erwartung, mit welcher man der Ankunft der Preußen, die damals bis nach Franken vorgedrungen waren, entgegensehe, sehr lebhaft geschildert und der Herzog selbst gar nicht geschont war, vollendete Riegers Sturz. Mag nun jener Brief echt gewesen sein oder, wie es glaublicher ist, bloß unterschoben, seine Wirkung verfehlte er nicht; der Herzog geriet in den heftigsten Zorn und beschloß, den undankbaren Verräter aufs strengste zu bestrafen. Sorglos kam Rieger am 28. November 1762 nach seiner Gewohnheit auf den Paradeplatz und nahte sich dem Herzoge. Dieser, der ihm bisher den Rücken geboten, wandte sich nun schnell um und riß ihm den Militärorden ab, Montmartin trat herzu, nahm ihm den Degen, zerbrach ihn und warf die Stücke ihm vor die Füße, zwei Adjutanten aber rissen ihm den Kordon am Hute, Achselband und Aufschläge weg. Furchtbar betroffen stand Rieger da, bang schweigend die versammelte Menge, als man den Unglücklichen in einem verschlossenen Wagen mit starker Bedeckung nach dem Asberg und von da nach Hohentwiel führte. Hier wurde er halbtot in ein unterirdisches Gewölbe gebracht, wo er vier volle Jahre, ohne ein Menschenantlitz zu sehen, ohne die geringste Erleichterung seines Schicksals zu erlangen, fern vom Tageslicht in der Nacht schmachtete. Erst 1766 kam er durch der Stände Verwendung los; aber er mußte bald das Land verlassen, ging nach Wasserlos bei Hanau zum Prinzen Ludwig Eugen, von da nach Biberich und Homburg, von wo er 1772 wieder ins Vaterland zurückkommen durfte. Zwar erlangte er nie mehr Karls volle Gnade, doch wurde er bald darauf General und Befehlshaber der Festung Asberg, verfiel in Frömmelei und starb hier an einem Schlagfluß.“ Dies war den 15. Mai 1782. Vgl. Schillers Gedicht: „Todesfeier am Grabe Riegers“ (II, S. 120).

B. Anhang.

1. Jesuitenregierung in Paraguay.

Der kleine Aufsatz war im ersten Druck in Wielands „Teutschem Merkur“ mit S. unterzeichnet, und Körner hielt ihn für ein Produkt aus Schillers Feder. Dieser hatte ihm aus Rudolstadt den 1. Oktober 1788 geschrieben: „Im September des Merkur werden auch Aufsätze von mir erscheinen, doch von wenigem Belang.“ Und den 20. Oktober 1788: „Im September des Merkur steht noch nichts von mir, den Oktober habe ich noch nicht.“ Worauf Körner im November 1788 antwortete: Wo hast

Du denn die Jesuitenanekdote im Merkur her? Hast Du eine noch nicht benutzte Quelle zur Geschichte dieses originellen Staats gefunden, so wäre es der Mühe wert, sie zu bearbeiten. Soviel ich mich erinnere, hat man bloß in Raynals Geschichte eine interessante Darstellung dieses Gegenstandes, und dieser wird den Stoff gewiß nicht erschöpft haben." Schillers Antwort fehlt. Daß aber Körner recht hatte, als er den Aufsatz Schillern zuschrieb, ergiebt sich aus der Entdeckung von Fr. Jonas in Schnorrs von Carolsfeld „Archiv für Litteraturgeschichte" IV, S. 501--506. Den 30. Mai 1788 schrieb Schiller an Lotte (Briefwechsel, 2. Aufl. I, S. 39): „Herrn von Beulwitz schicke ich hier Harrenbergs Geschichte der Jesuiten." In diesem Werke entdeckte denn Jonas Schillers fast wörtlich benutzte Quelle, die wir hier zur Vergleichung anführen. Da Körner die Anekdote nicht aufnahm, und Schiller nicht viel von seinem eigenen Geiste hinzugethan hat, so geben wir sie nur im Anhang.

Das letzte Kapitel jenes Werkes ist überschrieben: „Neueste Relation von der Schlacht in Paraguai 1759 1. Okt. zwischen der jesuitischen und den vereinigten spanisch und portugiesischen Armeen. Aus dem Spanischen übersetzt." Von Seite 2246 ab liest man folgendes:

„Den 12. (September 1759) that der General Caranza einen Ausfall gegen Norden mit 1000 zu Fuß und 400 zu Pferd, entfernte sich eine halbe Tagereise und erwartete an dem Paß des Berges Abalicu oder Atalicao ein starkes Corps Indianer, welches im Anzug war, sich mit ihrer Hauptarmee in Cingala zu vereinigen. Der General postierte sich auf den Berg bei der Mündung des Passes, pflanzte 2 Kanonen dahin, und, nachdem er ihrer ziemlich viele in guter Ruhe vorbei gehen lassen, so gab er Feuer aus den Kanonen, das kleine Geschütz schoß von oben herab ganz sicher, und die Unsrigen warfen große Steine herunter auf sie, und erlegten ihrer viele. Die Verwirrung und das Schrecken stürzte ihrer viele in eine nahe dabei gelegene Kluft. Vom Mittag aus wurden sie durch den Obersten Nemos verfolget; vom Abend durch den Hauptmann Altado, welcher von einem Europäer einen Musketenschuß in ein Bein bekam, dem er ein Pferd getötet, und über welchen er mit dem Degen hergegangen. Der Europäer wehrte sich stark, schlug sich mit der Flinte in der Hand, hernach mit einem Pistol und dem Säbel, so gewaltig, daß er 5 von den Unsrigen tötete; weil Altado wollte, man solle ihn lebendig gefangen nehmen, wie es auch geschah Die ganze geschlagene Armee belief sich auf 5000 Mann. In der Kluft zählte man 1500 Tote; gegen dem Berge waren an Toten und Verwundeten 1000. Der Gefangenen waren 454, von welchen man 115 wegen ihres Widerstandes umbrachte. Das übrige zerstreute man, und ein Haufen von 500 Mann wurde durch den General Oleiro gänzlich geschlagen, der zur Verstärkung anrückte. Bei dieser Gelegenheit bekam man 3 Cacichi und 14 andere Offiziers. Man eroberte 3 Fahnen, 115 Flinten und ander Gewehr. Man bemerkete, daß alle Indianer gegen den Europäer, der sich mit dem Haupt-

mann Altado geschlagen, große Hochachtung bezeugten. Einige Indianer, die man losmachte, liefen auf ihn zu, fielen vor ihm nieder und schlugen sich an die Brust, nannten ihn auch oft Cau. Der Europäer bezeigte sich gegen solchen Gehorsam ungeduldig; die Indianer aber fuhren immer fort. Der Europäer wollte kein Wort sagen. Man schlug ihn, man stellte ihn auf die Tortur, da er denn wider seinen Willen einige Klagen in portugiesischer Sprache hören ließ. Er wollte nie gestehen, wer er wäre. Jedermann aber merkte gar bald, daß er ein Jesuit wäre."

„Den 18. zog der General Oleiro mit 1000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde aus und schlug gegen Norden von Itapa ein Corps Indianer von 4000 Mann durch einen Überfall. An Toten und Verwundeten hatte man 2500. An Gefangenen 390, unter welchen man einen andern Europäer bekam, der auch also geehret und Cau genennet wurde. Er redete ganz frei und ließ sich deutlich vernehmen, daß er ein Jesuit wäre, der seinen erbosten Indianern aus seiner Pfarre als Pfarrer, als Kaplan und geistlicher Assistent gefolget, und daß er nichts anders suchte, als sie in Schranken zu halten, und ihnen gelinde Maximen gegen die mächtigsten Monarchen von Spanien und Portugal einzupflanzen; er hätte aus zweien Übeln das geringere erwählet: er wäre bereit, für seinen und den spanischen König sein Blut zu vergießen. Und da man ihn fragte, wie er hieße, so sagte er, P. Rennez."

„Es brauchte nicht viel Witz, um es einzusehen, daß P. Rennez der General über diese Truppen wäre. Da das der andere Jesuit hörete, so gestund er endlich ein, er wäre der Kaplan der geschlagenen Indianer und hieße P. Lenaumez. Das Pferd, das ihm unter dem Leibe erschossen worden, war mit reichem Zeug ausgeschmückt. Er, wie der andere General, hatten eine von den andern unterschiedene Kleidung. Sein Helm war mit roten Federn eingefaßt; er hatte eine große Kette von Diamanten am Halse; im übrigen aber hatte er den Husarenhabit von roter Farbe, außer daß ihm von den Achseln zween kleine Ermel herabhingen. Er hatte einen großen Säbel, eine vollkommen gute Flinte; und da man ihn auszog, fand man auf seinem Leibe einen sehr guten Brustharnisch, eine kurze Pistol und zwei Dolche. In seinem Sacke fand man ein klein Büchlein, bei dessen Erblickung er sein äußerstes Mißfallen nicht verhehlen konnte. Die unbekannten Buchstaben, welche sehr wohl geschrieben waren, standen in einer sehr kleinen Schrift auf dem Rande in lateinischer Sprache erkläret. Unter uns war kein Offizier, der es nicht abschrieb. Es hat vier Blätter und der Titel besteht in folgenden Worten:

„Instructorium Militare."

„Kriegsrecht."

Ich setze sie eben so her, wie sie dort standen.

„Höre, o Mensch! die Gebote Gottes und des heiligen Michaels:"

„1) Gott ist der Endzweck aller Handlungen."

„2) Gott ist die Quelle aller Tapferkeit und Stärke."

„3) Die Tapferkeit besteht im Leibe und in der Seele."

„4) Gott thut nichts umsonst."

„5) Die Tapferkeit ist den Menschen gegeben, daß sie sich verteidigen."

„6) Die Menschen müssen sich wider ihre Feinde verteidigen."

„7) Die Feinde sind die weißen Menschen, die aus fernen Gegenden kommen, Krieg zu führen, und sind von Gott verflucht."

„8) Die Europäer, z. B. die Spanier und Portugiesen, sind solche von Gott verfluchte Leute."

„9) Gottes Feinde können nicht unsre Freunde sein."

„10) Gott befiehlt, daß wir seine Feinde ausrotten, und in ihre Länder vorrücken, um sie auszurotten."

„11) Damit ein von Gott Verfluchter, z. B. ein Spanier, ausgerottet werde, muß man auch das zeitliche Leben verlieren, damit man das ewige verdiene."

„12) Wer mit einem Europäer redet, oder ihre Sprache verstehet, wird zu dem höllischen Feuer verdammet werden."

„13) Wer einen Europäer umbringt, wird selig werden."

„14) Wer einen Tag zubringt, ohne eine Handlung des Hasses und der Verfluchung wider einen Europäer vorgenommen zu haben, wird zum ewigen Feuer verdammet werden."

„15) Gott erlaubet dem, der die zeitlichen Güter verachtet, und immer bereit ist, wider die Feinde (sic) des Teufels zu streiten, alles mit einem Weibe anzufangen."

„16) Wer in dem Treffen mit den Europäern umkömmt, wird selig werden."

„17) Wer wider die Feinde Gottes eine Kanone losbrennt, wird selig sein, und werden ihm alle Sünden seines Lebens vergeben werden."

„18) Wer mit großer Gefahr des Todes die Ursache sein wird, daß man ein Schloß und Festung wieder erobert, welches von den Weißen unrechtmäßigerweise besessen wird, der soll in dem Paradiese unter allen Weibern des Himmels eine sehr schöne Frau haben."

„19) Wer Ursache davon sein wird, daß unser Reich über unsere Grenzen ausgebreitet wird, der wird unter allen Töchtern Gottes im Paradiese 4 sehr schöne Weiber haben."

„20) Wer Ursache davon sein wird, daß sich unsere Waffen nach Europa erstrecken, der wird im Paradiese viele schöne Mägdlein haben."

„21) Wer den Früchten der Erde ergeben ist, der soll keine Früchte des Himmels genießen."

„22) Wer mehr Kinder zeuget, der wird mehr Ruhm im Himmel haben."

„23) Wer Wein trinkt, der wird nicht ins Himmelreich kommen."

„24) Wer seinem Cau nicht gehorchet, und nicht demütig ist, der kömmt in die Hölle."

„25) Die Cau sind Söhne Gottes, welche über Europa aus dem Himmel kommen, daß sie den Völkern wider die Feinde Gottes helfen."

„26) Die Cau sind Engel Gottes, welche zu den Völkern kommen, daß sie sie lehren, wie man in den Himmel komme, und die Kunst die Feinde Gottes auszurotten."

„27) Denen Cau muß man alle Früchte des Landes geben und alle Arbeiten der Menschen, damit sie dieselbe gebrauchen, um die Völker, die des Teufels Freunde sind, auszurotten."

„28) Wer in der Ungnade seines Cau stirbt, wird nicht selig."

„29) Wer den höchsten Cau anrühret, wird selig."

„30) Jedermann sei seinem Cau unterthan, und gehe hin, wohin er ihn gehen heißt, und gebe ihm, was er ihn heißt, und thue, was er befiehlt."

„31) Die Menschen sind deswegen in der Welt, daß sie mit dem Teufel und seinen Freunden streiten, auf daß sie in das Himmelreich kommen, wo ewige Freude und solche Wollust sein wird, die keines Menschen Herz fassen kann."

Desgleichen mußten wir das folgende Fragment in den Anhang verweisen:

2. Haoh Kjöh Tschuen
(die angenehme Geschichte des Haoh Kjöh),

aus der Bearbeitung eines chinesischen Romans, der zunächst von Gottlieb von Murr aus dem Englischen in das Deutsche übersetzt und den 5. Juli 1794 Schillern zugeschickt worden war.*) Diese Bearbeitung hatte sich Schiller, wie es scheint, für eine Zeit vorgenommen, in der seine dramatische Thätigkeit einmal erlahmen würde. Vielleicht hatte zuerst Goethe den Gedanken gehabt, diesen Roman zu bearbeiten und ihn später Schillern abgetreten, denn in Goethes Tagebuch (Weimarer Ausgabe III, 2, S. 38 heißt es unter dem 11. Januar 1796: „Abends Schiller, kam der chinesische Roman zur Sprache". (NB. So ist doch wohl zu lesen.) Und Schiller schreibt an Goethe, den 24. Januar 1796: „Für einen Schriftsteller, der mit der Katastrophe eines Romans, mit tausend Epigrammen und zwei weitläuftigen Erzählungen aus Italien und China beschäftigt ist, haben Sie diese nächsten zehn Tage ganz leidliche Zerstreuungen." Er schrieb an den Berliner Buchhändler Unger den 29. August 1800: „Es existiert ein chinesischer Roman unter dem Namen Hao Kiöh Tschuen oder Hao Kiöhs angenehme Geschichte**), der anno 1766 von Herrn von Murr aus Nürnberg aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt worden. Die Übersetzung ist, wie Sie leicht denken können, veraltet und das Buch vergessen. Es hat aber so viel Vortreffliches und ist ein so einziges Produkt in seiner Art, daß es verdient wieder aufzuleben und gewiß eine Zierde Ihres Romanen-Journals werden wird. Wörtlich übersetzt würde es zwar gegen 25 oder 26 Bogen des Romanen-Journals betragen; ich getraue mir aber den Geist

*) Vgl. Schnorrs „Archiv" II, S. 170.
**) Vielmehr: Die angenehme Vereinigung. Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers S. 241.

des Werkes auf 15 Bogen zusammenzudrängen und ihm durch diese zweckmäßige Abkürzung ein höheres Interesse zu geben, weil die Erzählung zuweilen gedehnt ist. Ich selbst habe Lust zu dieser Arbeit, davon auch schon der Anfang gemacht ist, und wenn Sie das Werk für das Journal der Romane glauben brauchen zu können, so steht es Ihnen zu Diensten. Wenn ich die Mühe, die es mir etwa machen dürfte, überschlage, so glaube ich den gedruckten Bogen um 2 Karoline liefern zu können. Sobald ich von Ihnen Nachricht erhalte, kann der Anfang der Erzählung zum Druck abgeschickt werden, und noch vor dem neuen Jahr soll das Ganze in Ihren Händen sein." Unger antwortete in einem noch ungedruckten Briefe den 6. September 1800: „Ich werde Ihnen für Ihre Gewogenheit sehr dankbar sein, wenn Sie für das Romanen-Journal den chinesischen Roman geben wollen. Ihre vorgeschriebene Bedingung à zwei Karolin den gedruckten Bogen werde ich mit großem Vergnügen erfüllen." Noch den 7. April 1801 versprach Schiller: „Die chinesische Geschichte soll auch noch geliefert werden; den Zeitpunkt kann ich nicht genau bestimmen." Für das Jahr 1803 rechnete er in seinem Kalender auf eine Einnahme von 330 Thalern von diesem Roman, und für 1806, nach Ungers Tode, hatte er sich ebenda notiert: „Crusius [sein Verleger in Leipzig], Chinesischer Roman. 200 Thaler." Aber er war über den Anfang der Bearbeitung nicht hinausgekommen.

C. Roman.

Der Geisterseher.

Auch in diesem Roman hatte sich Schiller, wie in seinen besseren Erzählungen, ein psychologisches Problem zu lösen vorgenommen. Es galt zu zeigen, wie ein Mensch, ein helldenkender Kopf, fern von aller Mystik, genug ein Mensch, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, durch höllische Machinationen einer im finstern schleichenden Macht, welcher außergewöhnliche (aber durchaus keine überirdischen) Mittel zu Gebote stehen, so umgarnt wird, wie ihm Kopf und Herz so umstrickt werden, daß er zuletzt ein willenloses Werkzeug derselben wird. Daß wir unter dieser Macht, die Schiller nicht näher bezeichnet, nur die Jesuiten mit ihrem unbedingten Gehorsam gegen die geistlichen Obern und also unter dem geheimnisvollen Armenier uns einen Jesuitengeneral zu denken haben, unterliegt wohl keinem Zweifel. Sahen wir doch schon aus der „Jesuitenregierung zu Paraguay", daß Schiller die Geschichte dieses Ordens, vielleicht zunächst auf der Suche nach einem dramatischen Sujet, aufmerksam studierte, und zwar zu derselben Zeit, als er seinen „Geisterseher" zu schreiben anfing (im Jahre 1788). Bekanntlich hat Schiller den Roman nicht vollendet, doch läßt sich aus dem Vorhandenen und den darin gegebenen Andeutungen der Plan des Ganzen hinlänglich erkennen. Es galt den Jesuiten, einen Prinzen auf einen kleineren protestantischen Thron

Deutschlands zu setzen, nachdem man ihn vorher katholisch und zu einem willenlosen Werkzeuge gemacht haben würde. Zu diesem Behufe wird zunächst der Erbprinz durch ein Verbrechen aus dem Wege geräumt, so daß zwischen unserm Prinzen und dem Thron nur noch ein alter, kränklicher, kinderloser Oheim steht. Man hat den Prinzen nach Italien gelockt, und dort beginnt nun das Spiel mit ihm. Es gilt ihn zunächst durch Aberglauben fügsam zu machen, dann führt man ihn durch den Unglauben zu dem „allein seligmachenden Glauben". So umlagert man seinen Geist, aber das Spiel wäre noch nicht endgiltig gewonnen, wenn er nicht auch in die Schlingen ginge, die man seinem Gemüte, seiner Sittlichkeit legt. Es ist die bewährte Praxis Spiegelbergs: „Incidenter muß ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst." Der Umgang mit dem liederlichen Marchese Civitella, nachdem man seine bewährten Freunde, den Baron von F. und den Grafen von O***, entfernt hat, das Spiel, die Geldnot, endlich die Liebe vollenden das teuflische Meisterstück. Unklar ist mir nur, wie der Dichter den Charakter der schönen Griechin sich entwickeln lassen wollte. Die sittliche Grazie, die er über deren Erscheinung ausgegossen hat, läßt sich schwer mit moralischer Niederträchtigkeit vereinigen, und Lotte hatte recht, als sie ihre Bedenken dagegen äußerte, daß sie trotz aller dieser Hoheit in der Erscheinung eine „abgefeimte Betrügerin" vorstellen sollte. Ich denke mir, Schiller würde Lottens Bedenken Rechnung getragen und sie selbst, wie den Prinzen, ein willenloses Werkzeug in der Hand der Jesuiten haben sein lassen, zu deren Rolle es allerdings gehört, den Prinzen in sich verliebt zu machen. Aber mit der Liebe des Prinzen, eines bis dahin noch edlen Menschen, erwacht auch ihr besseres Gefühl, sie erwidert — was nicht in ihrer Rolle steht — die Liebe des Prinzen — doch zu spät! sie rüttelt an ihrer beider Ketten, aber sie ist nicht imstande sie abzuwerfen. Und vielleicht entsprach auch die Wirklichkeit dieser Auffassung — vielleicht war auch Henriette von Arnim in Dresden, das Urbild der „schönen Griechin", nur ein willenloses Werkzeug in der Hand ihrer Mutter; vielleicht liebte sie Schillern herzlich, ohne ihn beglücken zu können, weil sie schon gesunken war. Und da wir hiermit auf die realen Verhältnisse gekommen sind, auf denen der Roman sich aufbaut, so gestatte ich mir aus einem früheren Aufsatz noch folgendes beizubringen:

Es steckt in dem Armenier eine doppelte Figur, sowie andererseits eine sogleich zu nennende historische Figur sich in dem Roman in zwei Persönlichkeiten gespalten hat, die mit einander im Einverständnis handeln: ich meine den „Sizilianer" Joseph Balsamo aus Palermo, der sich unter dem Namen Graf Cagliostro am bekanntesten gemacht und die Ehre genossen hat, von unsern beiden größten Dichtern, von Schiller und Goethe, zum Gegenstand ihrer Dichtungen gemacht zu werden, von Schiller zugleich als Sizilianer und als Armenier im „Geisterseher", von Goethe als „Großkophta" in dem gleichnamigen Stücke. Allerdings verdiente er

diese Ehre weniger durch seine außerordentliche Befähigung als durch das Glück und die Dreistigkeit, womit er auf die Narrheiten seiner Zeitgenossen spekulierte. Mit Recht konnte er in Goethes Arie „Kophtisches Lied“ von sich singen:

Thöricht auf Bess'rung der Thoren zu harren;
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zu Narren auch, wie sich's gebührt!

Das letztere hat er denn redlich gethan, und der Lebenslauf dieses außerordentlichen Gauners ist ein beschämender Spiegel für die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen. Sein erstes Debut soll er damit gemacht haben, daß er einem jungen Grafen seine Dienste anbot (man denke an die Erzählung des Sizilianers von seinem ersten Zusammentreffen mit dem Armenier), dem sein Vater zu lange lebte, und der ihm ein gutes Teil der Güter versprach, in deren Besitz er gern recht bald kommen mochte. Cagliostro beredete den alten Grafen, der ein entnervter Lebemann war, er besitze eine Verjüngungstinktur, nach der der alte Graf sehr lüstern wurde; er gab ihm denn auch einen starken Dekokt, der momentan günstig wirkte, beteuerte aber, es sei gefährlich, mehr davon zu geben, wonach der alte Graf, der durchaus wieder jung werden wollte, dringend verlangte; endlich ließ er sich erweichen und gab ihm wie Dr. Eisenbart eine solche Dosis, daß er für immer genug hatte. In die Untersuchung wegen der großartigsten Spitzbüberei, die im ganzen vorigen Jahrhundert verübt worden ist, wegen des Pariser Halsbanddiebstahls, war er zwar auch verwickelt, war aber diesmal zufällig unschuldig, weil er und die Marquise La Mothe es gleichzeitig auf die Leichtgläubigkeit des Kardinals abgesehen hatten und einander im Wege waren, da jedes den Kardinal für sich allein ausbeuten wollte. Das Einverständnis, in welchem Goethe im „Großkophta“ aus künstlerischen Gründen die beiden handeln läßt, ist historisch nicht gerechtfertigt. Man kann sich denken, daß er diese willkommene Gelegenheit benutzte, um vor ganz Europa Lärm zu schlagen, sich als unschuldig verfolgten Wohlthäter der Menschheit darzustellen und ein Memoire aufzusetzen, das an Frechheit alle seine früheren Leistungen übertraf. Jetzt, nachdem er bisher seine Wohlthaten möglichst im verborgenen geübt, jetzt, erklärte er, sei er gezwungen, mit seiner Persönlichkeit hervorzutreten und der Welt zu zeigen, in wem sie einen ihrer größten Wohlthäter zu verehren habe. Er gab sich dann für den Sohn eines ägyptischen Sultans aus, er sei von einem alten weisen Manne, Althotas, erzogen worden in aller, auch der geheimen, Weisheit des Morgenlandes, habe dann Ägypten und andere Länder durchreist, sei ein Jahr in Malta geblieben, in ägyptischen Pyramiden habe er kostbare Papyrusrollen entdeckt und dergleichen mehr. Für Schiller hatte dieser Halsbandprozeß, der im Jahre 1795 begonnen hatte, außer dem allgemeinen historischen Interesse, welches das ganze gebildete Europa daran

nahm, noch ein ganz besonderes. Schiller schrieb seinen „Geisterseher" zum Teil auf Körners Weinberge in Loschwitz bei Dresden. Körners nächster Nachbar daselbst war der mit ihm innig befreundete Banquier Jacques Henri Bassenge, ein Vetter jenes Pariser Juweliers, der durch diesen Halsbanddiebstahl zum Bettler wurde. Es läßt sich nun leicht denken, mit welcher Begierde die Nachrichten von diesem Prozesse in dem Körnerschen Familienkreise, in welchem der Dresdener Bassenge so oft verkehrte, verschlungen wurden, und auch der Schiller-Körnersche Briefwechsel giebt darüber hinreichenden Ausweis.

Der Hauptsache nach ist die Handlung im „Geisterseher" wirklich vollendet; was folgen muß, läßt sich aus dem Angedeuteten, wie ich oben versucht habe, leicht ergänzen. Schwieriger ist es freilich zu erraten, wie Schiller die Erzählung „der Abschied" (so war sie in der „Thalia" betitelt) weiter führen und wie er sie mit dem Gange der übrigen Handlung in Verbindung bringen wollte. Sie war für den zweiten Teil des „Geistersehers" bestimmt; da dieser jedoch nicht zustande kam, so schob er sie als eine Episode zwischen den 6. und 7. Brief des zweiten Buches ein. Rochlitz, der sonst nicht gerade sehr zuverlässig über Schiller berichtet, giebt einige Äußerungen desselben über den „Geisterseher", die beherzigenswert sind, und die ich hier zum Schlusse mitteile.*)

„Körner sagt: Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde. Das sagte Schiller auch; aber er setzte hinzu, daß manche wunderbare Anekdote, die man damals von Cagliostro von Frankreich aus verbreitete, über deren Wahrheit oder Unwahrheit, oder doch Möglichkeit oder Unmöglichkeit, der vertraulich verbundene Kreis oft stritt, ihm, der schon darum genötigt (wohl auch durch den Überschwang seiner Phantasie über alle andere Mitglieder des Zirkels [in Loschwitz] geneigt) war, für diese Anekdoten Partei zu nehmen, indem die übrigen sämtlich gegen sie waren; daß diese ihm nicht nur Veranlassung und Reiz, sondern auch manchen Stoff zu dem Buche gegeben; daß er — wie es geht — sich in die Überzeugung, wo nicht von ihrer Wahrheit, doch von ihrer Möglichkeit, hineindisputiert hätte; und daß dieser Stoff vermehrt worden wäre durch gewisse Geschichten von den Reisen des Herzogs Karl (? Alexander) von Württemberg, wie er, Sch., sie in seiner Jugend, allerdings übertrieben, phantastisch aufgeschmückt, auch wohl durch Haß absichtlich entstellt, umlaufen gehört habe — welche Geschichten ihm beim Cagliostro und dann beim Geisterseher wieder ins Andenken gekommen wären. Es versteht sich übrigens von selbst, daß darum doch nichts so im Buche steht, wie der Dichter es gelesen oder vernommen. — Körner sagt weiter, das Werk sei unbeendigt geblieben, weil es Schn. durch die zudringliche, bloß

*) Wiener Jahrbücher der Litteratur, Bd. LVI, 1831, S. 109. Anzeige von L. von Wolzogen, Schillers Leben. (Der Aufsatz, v. L. unterzeichnet, ist von Rochlitz, nach einem ungedruckten Briefe Deinhardsteins an Böttiger, vom 29. Oktober 1831. Vgl. O. Sievers, Akademische Blätter, S. 620, Nr. 112.)

auf die Begebenheiten gerichtete Neugierde des Publikums verleidet worden. — Schiller äußerte sich hierüber: Jenes Bezeigen des Publikums und die zudringlichen Anfragen und Deuteleien mancher über den historischen Grund, hätten ihn zwar gegen das Buch verstimmt und dessen Vollendung verhindern helfen: er hätte diese aber nur anfangs wirklich im Sinne gehabt, dann aber gefunden, daß man des Hokuspokus bald hätte überdrüssig werden, oder daß er ihn so hoch hätte treiben müssen, bis es ans Abgeschmackte gegrenzt hätte; auch, daß jede Art der abschließenden Auflösung, wie bei einem Gespenstermärchen, den Eindruck nur geschwächt, wo nicht ganz vernichtet haben würde. Ich würde also das Ding, beschloß er, auch ohne jene Erfahrungen haben liegen lassen."

Unsere Ausgabe bringt die Textgestaltung letzter Hand und verzichtet auf die Wiedergabe kleinerer ausgelassener Stellen der ersten Drucke; doch in ihrem Plane der Vollständigkeit liegt es, daß größere und wichtigere Stellen, die der Dichter später unterdrückte, unserm Publikum nicht vorenthalten werden. Wir teilen daher an dieser Stelle das größere philosophische Gespräch mit, welches der Prinz mit dem Baron von F. führt, und worin er die freigeisterische Ansicht entwickelt, daß es bei keiner Handlung auf den moralischen Endzweck, sondern auf das Maß der dabei entfalteten Kraft und Thätigkeit ankomme. Es knüpft an S. 171, Z. 16 an:

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuß und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen — „Dienen! Dienen gewiß, so gewiß als der unbedeutendste Mauerstein der Symmetrie des Palastes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitgefragtes, mitgenießendes Wesen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menschen! Deine Kräfte willst du ihr widmen? Kannst du sie ihr denn weigern? Was du bist und was du besitzest, bist du ja nur, besitzest du nur für sie. Hast du gegeben, was du geben kannst, und was du allein ihr geben konntest, so bist du auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit spricht dir das Urteil, und sie ist es auch, die es vollziehet. Aber wer ist denn diese Natur, diese Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin, möchte sie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre sie selbst nur, überlebte sie auch nur die vergangene Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum, steht sie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in seinen Röhren, Jahrtausende und die Nationen, die darin Geräusch machten, fallen wie welke Blüten, wie verdorrte Blätter von seinen Zweigen, die er mit innerer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannst du von ihr verlangen, was sie selbst nicht besitzet? Du, eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst, deines Daseins Spur darin zu sichern verlangen?"

Diese trostlose Behauptung widerlegt schon die Weltgeschichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Aristides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zusammensetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht gerecht ist? Sie leben in der Geschichte, wie Mumien in Balsam, um mit ihrer Geschichte etwas später zu vergehen."

Und dieser Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Notwendigkeit verschwinden? Dürfte in der Kraft Etwas sein, dem Nichts in der Wirkung entspräche?

„O in dieser Wirkung eben liegt alles. Verschwinden? Steigt nicht auch der Wasserstrahl in der Kaskade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum schleudern könnte? Aber schon im ersten Moment seines Aufsprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tausend Luftsäulen auf ihn, die ihn, früher oder später, in einem höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Um so spät zu fallen, mußte er mit dieser üppigen Kraft aufsteigen — gerade eine elastische Kraft, wie der Trieb zur Unsterblichkeit, gehörte dazu, wenn sich die Menschenerscheinung gegen die herandrückende Notwendigkeit Raum machen sollte. Ich gebe mich überwunden, liebster Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieser Trieb zur Unsterblichkeit im Menschen nicht eben so vollkommen mit dem zeitlichen Zweck seines Daseins aufgehe, als seine sinnlichsten Triebe. Freilich verführt uns unser Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Notwendigkeit haben, gegen sie selbst anzuwenden; aber hätten wir wohl diesen Stolz, wenn sie nicht auch von ihm Vorteile zöge? Wäre sie ein vernünftiges Wesen, sie müßte sich unserer Philosophieen ungefähr eben so freuen, wie sich ein weiser Feldherr an dem Mutwillen seiner kriegerischen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verspricht."

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre tot und die Teile lebten? Der Zweck wäre so gemein und die Mittel so edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie sagen sollen. Um in Ihre Vorstellungsart einzutreten, entlehne ich diesen Begriff von der moralischen Welt, weil wir hier gewohnt sind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele selbst geht zwar der Zweck dem Mittel voran: wenn ihre inneren Wirkungen aber in äußere übergehen, so kehrt sich diese Ordnung um, und das Mittel verhält sich zu dem Zwecke wie die Ursache zu ihrer Wirkung. In diesem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieses Ausdruckes bedienen, der aber auf unsere jetzige Untersuchung keinen störenden Einfluß haben darf. Setzen Sie statt Mittel und Zweck: Ursache und Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel sein, als daß sie ihre Wirkung erfüllt? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältnis, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Principium in unserer Seele steht — es ist also ein Begriff, der nur innerhalb unserer Seele, nicht außerhalb derselben anzuwenden ist. Sehen Sie aber, wie Sie schon als erwiesen annehmen, was wir erst durch unsere Schlüsse herausbringen

sollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegensatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Wesen schon als den Mittelpunkt voraussetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, so wird diese Rangordnung verschwinden; der Gedanke ist Wirkung und Ursache der Bewegung, und ein Glied der Notwendigkeit, wie der Pulsschlag, der ihn begleitet."

Nimmermehr werden Sie diesen paradoxen unnatürlichen Satz durchsetzen. Beinahe überall können wir mit unserm Verstande den Zweck der physischen Natur bis in den Menschen verfolgen. Wo sehen wir sie auch nur einmal diese Ordnung umkehren und den Zweck des Menschen der physischen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie diese auswärtige Bestimmung mit dem Glückseligkeitstriebe vereinigen, der alle seine Bestrebungen einwärts gegen ihn selbst richtet?

„Lassen Sie uns doch versuchen. Um mich kürzer zu fassen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir also, daß moralische Erscheinungen nötig waren, wie Licht und Schall nötig waren, so mußten Wesen vorhanden sein, die diesem besondern Geschäfte zugebildet waren, so wie Äther und Luft gerade so und nicht anders beschaffen sein mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu sein, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten also Wesen existieren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruhet: was also bei Luft und Äther, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Principium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ungefähr ebenso verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus ihres Baues. Wie sie das bloß organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkendempfindende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen."

Ganz richtig.

„Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit geraten. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieses Centrum müssen sich alle Thätigkeiten dieses Wesens mit einem Zwange neigen, wie sie ihn in der physischen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieses Wesen ist auf die Art in sich selbst gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch diesen Fall zu seinem Centrum dazu gebildet, ebenso wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortdauert. Bis hieher scheint sie sich selbst ganz vergessen zu haben.

„Aber wir haben gehört, daß dieses Wesen nur vorhanden ist, um die moralischen Erscheinungen hervorzubringen, deren sie bedurfte; die Freiheit dieses Wesens, oder sein Vermögen sich selbst zu bewegen, mußte

also dem Zweck unterworfen werden, zu welchem sie es bestimmte. Wollte sie also über die Wirkungen Meister bleiben, die es leistete, so mußte sie sich des Principiums bemächtigen, wornach sich das moralische Wesen beweget. Was konnte sie daher anderes thun, als ihren Zweck mit diesem Wesen an das Principium anschließen, wodurch es regiert wird, oder mit anderen Worten, seine zweckmäßige Thätigkeit zur notwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit machen?"

Das begreif' ich.

„Erfüllt also das moralische Wesen die Bedingungen seiner Glückseligkeit, so tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch diesen abgesonderten Plan entzogen zu sein schien, ebenso wie der Erdkörper durch den Fall seiner Teile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beschreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt also das moralische Wesen jedesmal nur die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes zu dem Zustande seiner höchsten Vollkommenheit, welcher einerlei ist mit dem Zwecke der Natur. Diesen Weiser hat und bedarf das organische Wesen nicht, weil es sich durch sich selbst dem Zustand seiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes also hat vor diesem den Genuß seiner Vollkommenheit, d. i. Glückseligkeit voraus, mit dieser aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elastische Kugel das Bewußtsein ihres Zustandes, so würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdrückt, sie schmerzen, so würde sie mit einem Gefühle von Wollust zu ihrer schönsten Ründung zurückkehren."

Ihre elastische Kraft dient ihr statt jenes Gefühles.

„Aber ebenso wenig Ähnlichkeit die schnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubische Form eines Salzes mit seinem bittern Geschmacke hat, ebenso wenig Ähnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückseligkeit nennen, mit dem Zustand unsrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man sagen, seien durch eine ebenso willkürliche Koexistenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrlosen Handlung."

So scheint es.

„Der Mensch also brauchte kein Mitwisser des Zwecks zu sein, den die Natur durch ihn ausführt. Mochte er immerhin von keinem andern Principium wissen, als dem, wodurch er in seiner kleinen Welt sich regiert; mochte er sogar im lieblichen, selbstgefälligen Wahn die Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze unterlegen — dadurch, daß er seiner Struktur dienet, sind ihre Zwecke mit ihm gesichert."

Und kann etwas vortrefflicher sein, als daß alle Teile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß sie ihrem eignen getreu bleiben, daß sie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen,

sondern daß sie es müssen. Diese Vorstellung ist so schön, so hinreißend, daß man schon dadurch allein bewogen wird —

„sie einem Geiste zu gönnen, wollen Sie sagen? weil der selbstsüchtige Mensch seinem Geschlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer so gern in seiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Krystalle das Vermögen der Vorstellung, sein höchster Weltplan wird Krystallisation, seine Gottheit die schönste Form von Krystall sein. Und müßte dies nicht so sein? Hielte nicht jede einzelne Wasserkugel so getreu und fest an ihrem Mittelpunkte, so würde sich nie ein Weltmeer bewegt haben.“

Aber wissen Sie auch, gnädigster Prinz, daß Sie bisher nur gegen sich selbst bewiesen haben? Wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß der Mensch nicht aus seinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung, den Gang der Natur zu bestimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel festsetzen zu wollen, nach der sie handelt?

„Nichts weniger. Ich bestimme nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menschen mit ihr verwechselt haben, was sie aus ihrer eignen Brust genommen und durch prahlerische Titel aufgeschmückt haben.“

* * *

Ich konnte das Gespräch noch nicht abgebrochen sehen.

Gnädigster Prinz, fing ich von neuem an, hab' ich Sie auch recht verstanden? Der letzte Zweck des Menschen ist nicht im Menschen, sondern außer ihm? Er ist nur um seiner Folge willen vorhanden.

„Lassen Sie uns diesen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt. Sagen Sie, er ist da, weil die Ursachen seines Daseins da waren, und weil seine Wirkungen existieren, oder, welches ebenso viel sagt, weil die Ursachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Ursache haben müssen.“

Wenn ich ihm also einen Wert beilegen will, so kann ich diesen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Ursache er ist?

„Nach der Menge seiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil sie eine größere Menge von Wirkungen nach sich zieht. Der Mensch hat keinen andern Wert als seine Wirkungen.“

Derjenige Mensch also, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten ist, wäre der vortrefflichere Mensch?

„Unwidersprechlich.“

Wie? So ist zwischen dem Guten und Schlimmen kein Unterschied mehr! So ist die moralische Schönheit verloren!

„Das fürcht' ich nicht. Wäre das, so wollte ich sogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moralischen Unterschiedes ist mir eine weit wichtigere Instanz als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die letztere zu glauben, da ich sie mit jenem unvertilgbaren Ge-

fühle übereinstimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige ruht auf ihrer eigenen Achse."

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigsten Rollen durch die mittelmäßigsten Spieler gespielt werden, daß die Natur die heilsamsten Revolutionen durch die schändlichsten Subjekte vollbringt? Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb sind so wirksame Diener des Universums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane kostbare Werkzeuge der physischen Natur. Ein Despot auf dem Thron, der jede Stunde seiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre also ein weit würdigeres Glied Ihrer Schöpfung als der Feldbauer in seinen Ländern, weil er ein wirksameres ist — ja was das traurigste ist, er wäre eben durch das vortrefflicher, was ihn zum Gegenstande unsers Abscheues macht, durch die größere Summe seiner Thaten, die alle fluchwürdig sind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anspruch auf den Namen eines vortrefflichen Menschen, als er unter die Menschheit herabsinkt. Laster und Tugend —

„Sehen Sie," rief der Prinz mit Verdruß, „wie Sie sich von der Oberfläche hintergehen lassen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüstendes Leben ein thätiges Leben sei? Der Despot ist das unnützlichste Geschöpf in seinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigsten Kräfte bindet und die schöpferische Freude erstickt. Sein ganzes Dasein ist eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelste, heiligste Leben greift und die Freiheit des Denkens zerstört — hunderttausend thätige Menschen ersetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenig Jahren verwüsteten. Wie können Sie diese Geschöpfe und Schöpfer der Verwesung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren?"

Ich gestehe die Schwäche meines Einwurfs — aber setzen wir anstatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, so können Sie doch nicht leugnen, daß dieser in seiner Monarchie wirksamer sei als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig ist. Das Glück ist es also doch, was Ihrem Systeme die Grade der Vortrefflichkeit bestimmt, weil es die Gelegenheit zum Wirken verteilt!

„Der Thron wäre also nach Ihrer Meinung vorzugsweise eine solche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was thut der Philosoph in seinen Reichen?"

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regiert?"

Er denkt.

„Und wenn der wachsame Philosoph schläft, was thut der wachsame König?"

Er schläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon stehe in einer Bauern-

stube, die andere soll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Gesellschaft leuchten. Was werden sie beide?“

Sie werden leuchten.

„Aber eben das spricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechselte man ihre Bestimmung, so würde niemand einen Unterschied merken. Warum soll die eine darum vortrefflicher sein, weil der Zufall sie begünstigte, in einem glänzenden Saale Pracht und Schönheit zu zeigen? warum soll die andere schlechter sein, weil der Zufall sie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armut und Kummer sichtbar zu machen? Und doch folgte dies notwendig aus Ihrer Behauptung.“

„Beide sind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleistet.“

Wie ist das möglich? Da die in dem weiten Saale so viel mehr Licht ausgegossen hat als die andere? Da sie so viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andere?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der ersten Wirkung die Rede ist, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächstfolgende Wirkung gehört der nächstvorhergegangenen Ursache; nur so viele Teile der Lichtmaterie, als sie unmittelbar berührte, setzte die brennende Kerze in Schwung. Und was sollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Centralpunkte nicht gleichviel Strahlen ziehen? Ebenso viel aus Ihrem Augenstern als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie sich doch, die großen Massen, die der Verstand nur als solche Ganze zusammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als solche existierende Ganze vorauszusetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Turm in die Luft sprengt und hundert Häuser verschüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet.“

Sehr gut, aber —

„Wenden wir dieses auf moralische Handlungen an. Wir gehen spazieren, und zwei Bettler sollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt sich von dem Gelde und begeht in diesem Zustande eine Mordthat, der Ihrige kauft einem sterbenden Vater eine Stärkung und fristet ihm damit das Leben. Ich hätte also durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubt? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit so wie die Ihrige auf, meine Wirkung zu sein.“

Wenn aber mein Verstand diese Folgenreihe übersieht, und nur diese Übersicht mich zu der That bestimmt — wenn ich dem Bettler dieses Geld gab, um einem sterbenden Vater das Leben damit zu fristen, so sind doch alle diese Folgen mein, wenn sie so eintreffen, wie ich sie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergessen Sie nur nie, daß Eine Ursache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldstück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dies ist von dieser ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf

Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. s. f. — Sie scheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxe behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verständigen, aber wir wollen es lieber durch unsere Schlüsse finden."

Aus dem Bisherigen, sehe ich wohl, folgt, daß eine gute That an ihrer schlimmen Wirkung nicht schuld ist, und eine schlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die schlimme an ihrer schlimmen schuld ist, und daß also beide in ihren Wirkungen ganz gleich sind. — Sie müßten denn die seltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte ist.

„Eine solche unmittelbare giebt es gar nicht, denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innere Ursache, oder den Willen, wird sich eine Reihe gleichgiltiger einschieben, wenn es auch nichts als Muskularbewegung wäre. Sagen Sie also dreist, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moralisch einerlei, d. i. gleichgiltig sind. — Und wer wird dieses leugnen wollen? Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, sind beide ganz die nämliche Handlung."

Recht, aber die Motive —

„Die Motive also bestimmen die moralische Handlung. Und woraus bestehen die Motive?"

Aus Vorstellungen.

„Und was nennen Sie Vorstellungen?"

Innere Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, die äußeren Thätigkeiten korrespondieren.

„Eine moralische Handlung ist also eine Folge innerer Thätigkeiten, welche äußeren Veränderungen korrespondieren?"

Ganz richtig.

„Wenn ich also sage, die Begebenheit A, B, C ist eine moralische Handlung, so heißt dies so viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche diese Begebenheit A, B, C ausmachen, ist eine Reihe innerer Veränderungen a, b, c vorhergegangen."

So ist es.

„Die Handlungen a, b, c waren also bereits beschlossen, als die Handlungen A, B, C anfingen?"

Notwendig.

Wenn also A, B, C auch nicht angefangen hätte, so wäre a, b, c darum nicht weniger gewesen. War nun die Moralität in a, b, c enthalten, so blieb sie auch, wenn wir A, B, C ganz vertilgen."

Ich verstehe Sie, gnädigster Herr — und so wäre dasjenige, was ich für das erste Glied in der Kette gehalten, das letzte darin gewesen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moralische Handlung schon ganz vorbei, schon ihr ganzer Wert oder Unwert entschieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie sie dachten, d. i. folgte A, B, C auf a, b, c, so war es nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In diesem äußern Strome hat der Mensch nichts mehr zu sagen, ihm gehört nichts als seine eigene Seele. Sie sehen daraus aufs neue, daß der Monarch nichts dem Privatmann voraus hat, denn auch er ist so wenig Herr jenes Stroms als dieser; auch bei ihm ist das ganze Gebiet seiner Wirksamkeit bloß innerhalb seiner eigenen Seele.“

Aber dadurch wird nichts verändert, gnädigster Herr; denn auch die böse Handlung hat ihre Motive wie die gute, d. i. ihre inneren Thätigkeiten, und nur um dieser Motive willen nennen wir sie ja böse. Setzen Sie also den Zweck und den Wert des Menschen in die Summe seiner Thätigkeiten, so sehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus seinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Lassen Sie uns hören. Schlimm oder gut, sind wir übereingekommen, seien Prädikate, die eine Handlung erst in der Seele erlangen.“

Das ist erwiesen.

„Lassen wir also zwischen die äußere Welt und das denkende Wesen eine Scheidewand fallen, so erscheint uns die nämliche Handlung außerhalb derselben gleichgiltig, innerhalb derselben nennen wir sie schlimm oder gut.“

Richtig.

„Moralität ist also eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, so wie z. B. die Ehre eine Beziehung ist, die dem Menschen nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zukommen kann.“

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, so erscheint sie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Gesetzen müssen wir sie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das seinen Mittelpunkt in sich selbst hat, aus welchem alles fließt, was es giebt, gegen welchen alles strömt, was es empfängt. Dieser Mittelpunkt oder dieses Principium ist, wie wir vorhin übereingekommen sind, nichts anders als der inwohnende Trieb, alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was ebenso viel sagt, zur höchsten Kundmachung seiner Existenz zu gelangen. In diesen Zustand setzen wir die Vollkommenheit des moralischen Wesens, so wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Teile, woraus der Künstler sie zusammensetzte, der Wirkung entsprechen, um derentwillen er sie zusammensetzte, wie wir ein musikalisches Instrument vollkommen nennen, wenn alle Teile desselben an seiner höchsten Wirkung den höchsten Anteil nehmen, dessen sie fähig und um dessentwillen sie vereinigt sind. Das Verhältnis nun, in welchem die Thätigkeiten des moralischen Wesens zu diesem Principium stehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung ist moralisch gut oder moralisch böse, je nachdem sie sich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?“

Vollkommen.

„Da nun jenes Principium kein anderes ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine schlimme, wobei weniger thätig waren?“

Hier, gnädigster Herr, lassen Sie uns inne halten. Diesem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moralischen Rangordnung sehr tief unter das jahrlange Komplott der Bartholomäusnacht zu stehen, oder die Verschwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können,“ fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zusammen, was zusammen gehört. War jenes Komplott Eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttausenden? — und von hunderttausend mangelhaften, gegen welche Ihre kleine Wohlthat noch immer im Vorteile stehet. Der Trieb der Menschenliebe schlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?“

Eine gute Handlung sei, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch also, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine schlimme Handlung schlimm, und so umgekehrt?“

Ganz begreiflich.

„Bei einer schlimmen Handlung wird also nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?“

So ist's.

„Ich kann also nicht sagen, es gehörte ein böses Herz dazu, diese That zu begehen, so wenig als ich sagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, diesen Stein aufzuheben?“

Sehr wahr. Ich sollte vielmehr sagen, es mußte so viel gutes Herz fehlen, um diese That zu begehen.

„Laster ist also nur die Abwesenheit von Tugend, Thorheit die Abwesenheit von Verstand, ein Begriff ungefähr, wie Schatten oder Stille?“

Ganz richtig.

„So wenig also, als man logisch-richtig sagen kann, es ist Leere, Stille, Finsternis vorhanden, so wenig giebt es ein Laster im Menschen, und überhaupt also in der ganzen moralischen Welt?“

Das ist einleuchtend.

„Wenn es also kein Laster im Menschen giebt, so ist alles, was in ihm thätig ist, Tugend, d. i. es ist gut, ebenso wie alles tönt, was nicht still ist, alles Licht hat, was nicht im Schatten steht?“

Das folgt.

„Jede Handlung also, die der Mensch begeht, ist also dadurch, daß es eine Handlung ist, etwas Gutes?“

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine schlimme Handlung von einem Menschen sehen, so ist diese Handlung gerade das einzige Gute, was wir in diesem Augenblick an ihm bemerken.“

Das klingt sonderbar.

„Lassen Sie uns ein Gleichnis zu Hilfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, nebligen Wintertag einen traurigen Anblick? Ist es darum, weil wir eine Schneelandschaft an sich selbst widrig finden? Nichts weniger; könnte man sie in den Sommer verpflanzen, sie würde seine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieser Schnee und dieser Nebelduft nicht da sein könnten, wenn eine Sonne geschienen hätte, sie zu zerteilen, weil sie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar sind. Der Winter ist uns also ein Übel, nicht weil ihm alle Genüsse mangeln, sondern weil er größere ausschließt.“

Vollkommen anschaulich.

„Ebenso mit moralischen Wesen. Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung mißfiele, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenschaft des Mutes besessen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die List des Räubers bewundern, der mich bestiehlt, ihn selbst nenne ich lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erstaunen setzen, die der Ausbruch einer jahrelang verhaltenen thätigen Rachsucht ist; aber ich nenne sie verabscheuungswürdig, weil sie mir einen Menschen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne seinen Mitmenschen zu lieben. Ich schreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil so viele Leben hier verwesen — Pest und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen sich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunst, den Heldenmut nicht vortrefflich fände, die diese Krieger zu Boden streckten — sondern, weil mir dieser Anblick so viele tausend Menschen ins Gedächtnis bringt, denen die Menschlichkeit fehlte.“

Vortrefflich.

„Dasselbe gilt von den Graden der Moralität. Eine sehr künstliche, sehr fein ersonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Mut ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an sich, das schwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man so viele große und schöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirksam findet. Und doch nennen wir diese Handlung schlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geist, und strafen sie strenger, weil sie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird sie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, so empört sie darum unser ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu setzen, in diesem Falle häufiger waren, und wir also die Entdeckung, daß dieser Trieb unwirksam geblieben, häufiger dabei wiederholen.“

Klar und einleuchtend.

„Auf unsere Frage zurückzukommen. Sie geben mir also zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte sind, die das Laster zum Laster machen, sondern ihre Unthätigkeit.“

Vollkommen.

„Die Motive sind aber solche Thätigkeiten; es ist also unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen lasterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive sind das einzige Gute, das sie hat; sie ist nur böse um derjenigen willen, die ihr mangeln.“

Unwidersprechlich.

„Aber wir hätten diesen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Lasterhafte aus diesen Motiven handeln, wenn sie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein ist es, was moralische Wesen in Bewegung setzt; und nur das Gute, wissen wir ja, kann Genuß gewähren.“

Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwidersprechlich, daß z. B. ein Mensch von hellem Geist und wohlwollendem Herzen nur darum ein besserer Mensch ist als ein andrer von ebenso viel Geist und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er sich dem Maximum innerer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andere Bedenklichkeit steigt in mir auf. Geben Sie einem Menschen die Eigenschaften des Verstandes, des Muts, der Tapferkeit u. s. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und lassen Sie ihm nur die einzige Eigenschaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem andern vorziehen, der jene Eigenschaften in einem niedrigern Grade, dies letztere aber in seinem größten Umfang besitzet? Unstreitig ist jener ein weit thätigerer Mensch als dieser, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moralischen Preis bestimmt, so würde also Ihr Urteil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichen Urteil der Menschen in einem Widerspruche sich befinden.

„Es würde unfehlbar sehr übereinstimmend damit sein. Ein Mensch, dessen Verstandeskräfte in einem hohen Grade thätig sind, wird ebenso gewiß auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er das, was er an sich selbst liebet, an einem andern nicht hassen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu streiten scheint, so hat man entweder zu freigebig von seinem Verstande, oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurteilt. Ein großer Geist mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Wesen ebenso hoch über dem geistreichen Bösewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt besser weichlichen, Herzen unter diesem steht.“

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art ist doch offenbar ein thätigeres Wesen, als ein Alltagsmensch mit phlegmatischem Blut und beschränkten Sinnen?

„Bei einem noch so phlegmatischen beschränkten Alltagsmenschen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er ist ein Mensch in gesundem Schlafe; der Schwärmer ist einem Phrenetischrasenden gleich, der sich in wütenden Konvulsionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußersten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?“

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menschen in dem Mehr oder Weniger seiner innern Thätigkeit enthalten ist.

„Erinnern Sie sich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir diese ganze Untersuchung im geschlossenen Bezirk der menschlichen Seele angestellt haben, daß wir sie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt und innerhalb dieses nie überschrittenen Kreises den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben Wir haben zugleich gefunden, daß seine Glückseligkeit vollkommen mit seiner moralischen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm also für die letztere ebenso wenig etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf erst zu erreichende Vollkommenheit ebenso wenig ein Genuß voraus zugeteilt werden könne, als daß eine Rose, die heute blühet, erst im folgenden Jahre dadurch schön sei, als daß ein Mißgriff auf dem Klavier erst in das nächstkommende Spiel seinen Mißlaut einmischen kann. Es wäre ebenso denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in die andere fallen könnte. — Ist Ihnen dieses erwiesen?"

Ich weiß nichts dagegen zu antworten.

„Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, welches wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist."

Dies ist erwiesen.

„Es umgebe mich also was da wolle, der moralische Unterschied bleibt."

Ich ahne, wo Sie hinaus wollen, aber —

„Es sei also ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Persönlichkeit, ein ewiger Fortschritt — aus der moralischen Welt läßt sich dieses wenigstens nicht mit größerer Bündigkeit erweisen, als aus der physischen. Um vollkommen zu sein, um glücklich zu sein, bedarf das moralische Wesen keiner neuen Instanz mehr — und wenn es eine erwartet, so kann sich diese Erwartung wenigstens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für seine Vollkommenheit gleichviel sein, so wie es der Rose — um schön zu sein — gleichviel sein muß, ob sie in einer Wüste oder in fürstlichen Gärten, ob dem Busen eines lieblichen Mädchens, oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet."

Paßt diese Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich sage hier ausdrücklich: um schön zu sein, dort um glücklich zu sein — nicht: um vorhanden zu sein! Dies Letzte gehört für eine neue Untersuchung, und ich will das Gespräch nicht verlängern."

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigster Prinz. Sie haben — und mir deucht unumstößlich — bewiesen, daß der Mensch nur moralisch sei, insofern er in sich selbst thätig sei — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer sich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer sich wirksam sei, weil er Moralität hat. Ihre 'damit' verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden.“

Hier kommt es auf eins. Es hieße also, daß er nur insofern den Grund der meisten Wirkungen außer sich enthalte, insofern er den höchsten Grad seiner Moralität erreiche. Und diesen Beweis sind Sie mir noch schuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht selbst führen? Der Zustand der höchsten innern Wirksamkeit seiner Kräfte, ist es nicht derselbe, in welchem er auch die Ursache der meisten Wirkungen außer sich sein kann?“

Sein kann, aber nicht sein muß — denn haben Sie nicht selbst zugestanden, daß eine unwirksam gebliebene gute That ihrem moralischen Wert nichts benehme?

„Nicht bloß zugestanden, sondern als höchst notwendig festgesetzt! — Wie schwer sind Sie doch von einer irrigen Vorstellung zurückzubringen, die sich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieser anscheinende Widerspruch, daß die äußeren Folgen einer moralischen That für ihren Wert höchst gleichgiltig sein, und daß der ganze Zweck seines Daseins dennoch nur in seinen Folgen nach außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuose spiele vor einer zahlreichen, aber rohen Gesellschaft, ein Stümper komme dazwischen und entführe ihm seinen ganzen Hörsaal — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?“

Den Virtuosen, versteht sich; denn derselbe Künstler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er dieses wohl, wenn er die Kunst nicht besäße, die damals verloren ging, und die er damals übte?“

Schwerlich.

„Und wird sein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?“

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größere bei seinem größern Haufen, wollen Sie sagen? Können Sie im Ernste zweifelhaft sein, ob ein Künstler, der einen Kreis fühlender Menschen und geistreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in seinem ganzen Leben? Daß Eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele sich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß sie sich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anschloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufsetzte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menschen machen — auch der Mensch, der seine moralische Krone verlor, wird noch wirken, ebenso wie eine Frucht, an welcher die Fäulnis nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer sein kann; aber sie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren.“

Lassen Sie aber jenen Künstler in einer Wüste spielen, dort leben und sterben. Ich darf sagen, seine Kunst belohnt ihn; auch wo kein Ohr

seine Töne auffängt, ist er sein eigner Hörer und genießt in den Harmonieen, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie seines Wesens. Dies dürfen Sie aber nicht sagen. Ihr Künstler muß Hörer haben, oder er ist umsonst da gewesen.

„Ich verstehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie stattfinden. Kein moralisches Wesen ist in einer Wüste; wo es lebt und webet, berührt es ein umgrenzendes All. Die Wirkung, die es leistet, wär' es auch nur diese einzige, wissen wir, konnte nur dieses Wesen und kein anderes leisten, und es konnte diese Wirkung nur vermöge seiner ganzen Beschaffenheit leisten. Wenn unser Virtuose auch nur Einmal zum Spielen gelangte, so gestehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieser Künstler sein mußte, der er war, daß er, um dieses zu sein, gerade durch so viele Grade der Übung und Kunstfertigkeit gegangen sein mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß also sein ganzes vorhergegangenes Künstlerleben an diesem Augenblick des Triumphes teilnimmt. War jener erste Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödsinnigen spielte? Seine erste That war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erscheinung in der Weltgeschichte dasteht. Und so wäre es denkbar, daß meine Notwendigkeit oder Ihre Vorsehung einen Menschen ein ganzes Menschenalter lang schweigend einer That zubereitet hätte, die sie ihm erst in seiner letzten Stunde abfordert.“

So scheinbar dieses klingt — mein Herz kann sich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Bestrebungen des Menschen nur für seinen Einfluß in dieser Zeitlichkeit arbeiten sollen. Der große patriotische erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder gestürzt wird, trägt alle seine erworbenen Kenntnisse, seine geübten Kräfte, seine zeitigenden Pläne in sein vergessenes Privatleben hinein, worin er stirbt. Vielleicht hatte er noch den letzten Stein an die Pyramide zu setzen, die hinter ihm zusammenstürzt, die seine Nachfolger ganz von dem untersten Steine wieder anfangen müssen. Mußte er in fünfzig Lebensjahren, mußte er während seiner anstrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille seines Privatlebens sammeln? Daß er durch diese Verwaltung seine Pflichten erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in diese Welt die ganze Bestimmung des Menschen erschöpft, so muß sein Dasein zugleich mit seiner Wirkung aufhören.

„Ich verweise Sie an das sprechende Beispiel der physischen Natur, von der Sie mir doch einräumen müssen, daß sie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum setzte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht; warum ließ sie aus so viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß sie auch diese verderbenden Keime verarbeitet, so gewiß werden auch moralische Wesen, bei denen sie einen

höhern Zweck zu verlassen schien, früher oder später in denselbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie sie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindische Anmaßung verraten. Oft, sehen wir, läßt sie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den sie drei Jahrtausende nachher ebenso plötzlich wieder aufnimmt, versenkt in Calabrien die Künste und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um sie vielleicht im dreißigsten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menschenalter lang gesunde Nomadenhorden auf den tartarischen Steppen, um sie einst dem ermattenden Süden als frisches Blut zuzusenden, wie sie auf ihrem physischen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küsten wirft, um vielleicht eine Insel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im einzelnen und im kleinen fehlt es an solchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längst nicht mehr ist, an einem genievollen Sohne Wunder! Wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabschrift zu verdienen, die in die Seele eines späten Nachkömmlings einen Feuerstrahl werfen soll! — Weil vor Jahrhunderten ein verscheuchter Vogel auf seinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüsten Eiland eine Ernte — und ein moralischer Keim ging in einem so fruchtbaren Erdreich verloren!“

O bester Prinz! Ihre Beredsamkeit begeistert mich zum Kampfe gegen Sie selber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühllosen Notwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher! Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Wesen — und dieser unendliche Genuß, dieses Mahl von Vollkommenheit sollte durch die ganze Ewigkeit leer stehen!

„Sonderbar!“ sagte der Prinz nach einer tiefen Stille; „worauf Sie und andere ihre Hoffnungen gründen, eben das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles so in sich beschlossen, säh' ich auch nur einen einzigen verunstaltenden Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt zurück, und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben.“

Ich begreife Sie nicht, gnädigster Prinz. Ihre eigne Philosophie spricht Ihnen das Urteil; wahrlich, Sie sind dem reichen Manne gleich, der bei allen seinen Schätzen darbt. Sie gestehen, daß der Mensch alles in sich schließe, um glücklich zu sein, daß er seine Glückseligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er besitzt, und Sie selbst wollen die Quelle Ihres Unglücks außer sich suchen. Sind Ihre Schlüsse wahr, so ist es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunsche über diesen Ring hinausstreben, in welchem Sie den Menschen gefangen halten.

„Das eben ist das Schlimme, daß wir nur moralisch vollkommen, nur glückselig sind, um brauchbar zu sein, daß wir unsern Fleiß, aber nicht unsre Werke genießen. Hunderttausend arbeitsame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergötzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten sein wird? Was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?“

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Wesen?“

Hier unterbrach uns ein Besuch — und spät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebster O., für diesen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch seine Moralphilosophie rechnen. Ich weiß, der Zustand seines Geistes ist Ihnen wichtig, und seine Handlungen, weiß ich, sind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum schrieb ich alles auch getreulich nieder, was mir aus dieser Unterredung im Gedächtnis geblieben ist.

Nachschrift.

Und auch ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F*** so getreulich nachgeschrieben habe. Wenn mir schon die Entschuldigung, die letzterer bei seinem Freund hatte, bei dem Leser nicht zu gute kommt, so hab' ich dafür eine andere, die der Baron F*** nicht hatte, und die mir bei dem Leser alles gelten muß. Der Baron F*** konnte nämlich nicht vorhersehen, was für Einfluß die Philosophie des Prinzen einmal auf sein künftiges Schicksal haben könnte, das weiß ich aber; und darum ließ ich auch alles weislich so stehen, wie ich's fand. Dem Leser, der Geister hier zu sehen gehofft hat, versichere ich, daß noch welche kommen; aber er sieht selbst, daß sie bei einem so ungläubigen Menschen, als der Prinz von *** dermalen noch ist, gar nicht angewandt sein würden. S.

Anhang.

Schillers Bearbeitung der Übersetzung von Shakespeares Othello von Heinrich Voß dem Jüngeren.

Ein eigentümliches Schicksal hat unsere Herausgabe dieser letzten Arbeit Schillers betroffen. In Band VII, S. 479—515 gaben wir den 3. Akt, obgleich Goedeke in seiner kritischen Schiller-Ausgabe XV, 2, S. 229—322 neben diesem auch den 1. und den 5. Akt mitgeteilt hatte. Aber damals hatten wir Aussicht, auch die noch fehlenden Akt 2 und 4 zur Stelle zu schaffen und für diesen Fall uns vorgenommen, auch den 3. Akt noch einmal abzudrucken. Mehr als diesen zu geben schien uns daher vorläufig nicht rätlich, um so weniger, als Goedekes

Art der Veröffentlichung von dem System der Hempelschen Ausgabe, dem auch wir gefolgt sind, durchaus verschieden ist, und danach, nämlich nach dem Hempelschen System, Akt 1 und 5 hätten umgearbeitet werden müssen. Jene Aussicht hat sich nun zwar darauf reduciert, daß uns nur ein Teil von Akt 2 anvertraut worden ist, der bis jetzt fehlte (vgl. die Anmerkung zu Akt 2 im Anhang). Immerhin aber ist es uns erfreulich, diesen ersten Druck dem Publikum unserer Ausgabe bieten zu können, um so erfreulicher, als dadurch die Vermutung des seligen Buchhändlers Hempel, jene beiden Akte wären nach Amerika verkauft, thatsächlich widerlegt wird. Aber die mir allein mögliche Art der Benutzung dieser Handschrift machte wieder ein anderes System als das Hempelsche nötig, und es blieb nun nichts übrig, als auch den 1. und 5. Akt nach der Goedekeschen Veröffentlichung nach diesem selben System umzuarbeiten. Von einer nochmaligen Wiedergabe des 3. Aktes haben wir, da Vollständigkeit doch einmal nicht zu erreichen war, abgesehen.

Obiges war schon längst geschrieben, als mich die Beschäftigung mit Schillers Briefwechsel veranlaßte, mir den seit 25 Jahren gedruckt vorliegenden Katalog der nunmehr der Berliner Bibliothek einverleibten Radowitzschen Autographensammlung kommen zu lassen. Hier fand ich denn zu meiner großen Freude auch den Anfang des 2. Aktes verzeichnet, den der Schriftsteller Dr. Edmund Bayer in Berlin für unsere Ausgabe gewissenhaft abgeschrieben hat. Dieselbe Nummer, 7544, enthält auch einen auf die Othello-Übersetzung bezüglichen Brief des jüngeren Voß an Schiller, der, weil er von mehrfachem Interesse ist, gleichfalls hier mitgeteilt wird.

Jena, den 28. Dezember 1804.

Verehrter Herr Hofrat!

Hier schicke ich Ihnen den Monolog, an dem ich meine Kräfte versucht habe. Nach drei vorbereitenden Proben, die im wesentlichen mißlangen, entschloß ich mich, es auf dem Wege der treusten Anschließung an das Original zu versuchen, und was ich da zustande gebracht, will ich jetzt Ihrer genauen Prüfung unterwerfen:

Die Sache will's — die Sache will's, mein Herz!
Laßt mich sie euch nicht nennen, keusche Sterne!
Die Sache will's! — Doch nicht ihr Blut mag ich vergießen,
Noch ritzen ihre Haut, so weiß wie Schnee,
Und [lind] sanft wie eines Denkmals Alabaster.
Doch sie muß fort! sonst kränkt sie andre noch! —
Thu aus das Licht! — und dann? — Thu aus das Licht! —
O, wenn ich dich auslösche, heller Diener,
So kann ich dir dein erstes Licht ersetzen,
Sollt' ich's bereun: — Doch ward gelöscht dein Licht,
Du schönstes Bild der Meisterin Natur,

Wo wäre wohl Prometheus' Glut, die dir's
[Neu weckte] Anfachte? — Hab' ich deine Ros' entpflückt,
Ich kann ihr nie den Lebenswuchs erneun;
Sie muß, muß welken: — Ich will vom Stamm sie kosten.
O süßer Duft! der die Gerechtigkeit
Fast zwingt, ihr Schwert zu brechen! — Jetzt noch einmal!
Sei, wann du tot bist, so! Dann töt' ich dich,
Und liebe dich nachher! — Noch einmal, und zuletzt!
So süß war nie so [strafbar] traurig. Ich muß weinen,
Doch sind's grausame Thränen. Dieser Schmerz
Ist Himmelszorn, er tötet, wo er liebt. —
Sie wacht. —

Johnson hat nach seiner Art die Anfangsworte wie ein Philister erklärt: I am here overwhelmed with horror. What is the reason of this perturbation? Is it want of resolution to do justice? is it dread of shedding blood? No, it is not the action, that schocks me, but it is the cause etc. — Gewiß ist's, daß Othello als ein Wankender auf die Bühne tritt, aber daß er eine Untersuchung über den Ursprung seines Wankens anstellen sollte, das — mag Johnson verantworten.

Die Worte put out the light! — and then? — put out the light! interpunktiere ich jetzt auf diese Weise, und nehme beides für auffordernde Imperative. Er spricht seinem wankenden Herzen Mut zu: ich will das Licht austhun, um die That im Finstern zu thun — „und dann"? — Die Schrecklichkeit der Handlung macht ihn von neuem wankend: er ermannt sich von neuem durch den zweiten Ausruf. Othello glaubt, als ein Diener der Gerechtigkeit die That thun zu müssen. Ich weiß nicht, ob Sie mir beistimmen werden, aber nur so glaube ich mir das Folgende erklären zu können.

Von meinen teuren Eltern soll ich Ihnen und der Frau Hofrätin gar herzliche Grüße bringen. Sie wissen noch gar nicht, wie Sie in unserem Hause geliebt werden, und wie oft wir von dem teuren Schiller reden.

Dem Karl sei für seinen Brief gedankt. Der Schelm hat aber drei Sprachfehler gemacht, was ich als ein echter Schulpräzeptor rügen muß.

Leben Sie wohl, verehrter Mann, und beginnen Sie ein freudiges Neujahr. Möge es Ihnen vor allem Gesundheit schenken. Ich bin mit Ehrfurcht und herzlicher Liebe

Ihr

Heinrich Voß.

1. Der Spaziergang unter den Linden.

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Geräusch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Muße die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der Glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Mißgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Maientag spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgenden Gespräches:

Edwin. Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgeheitert, und Sie so nachdenkend, Wollmar?

Wollmar. Lassen Sie mich! Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzuekeln?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen malt sich itzt die Natur wie ein rotwangichtes Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelegte Matrone, rote Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion, ebenso parfümiert und ebenso bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur mit dem Abtrag von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Ge-

1. Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (1782, Erstes Stück, S. 111 bis 119), mit K. unterzeichnet; von Körner 1812 unvollständig in die Gesamtausgabe der Werke aufgenommen.

beinen ihrer eigenen Kinder und stutzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Es ist ein unflätiges Ungeheuer, das von seinem eigenen Kot, viele tausend Mal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Stoffe zusammenflickt und groß thut und sie zu Markte trägt und wieder zusammenreißt in garstige Lumpen. Junger Mensch, weißt du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht itzo spazierst? Dachtest du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist? daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase blasen? daß du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unsrer großen Heinriche kostest? — Pfui! Pfui! Die Erderschütterer Roms, die die majestätische Welt in drei Teile rissen, wie Knaben einen Blumenstrauß unter sich teilen und an die Hüte stecken, müssen vielleicht in den Gurgeln ihrer verschnittenen Enkel einer wimmernden Opern-Arie fronen. — Der Atome, der in Platos Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht itzo der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerstreut. Schändlich! Schändlich! Wir haben aus der geheiligten Asche unserer Väter unsere Harlekinsmasken zusammengestoppelt; wir haben unsere Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert. Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie! Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Scenen. Wie? wenn unsre Körper nach eben den Gesetzen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsetzen müßten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten, gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos?

7 ff. Vgl. das Gedicht „Melancholie an Laura" (I, S. 349):

„Deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menschengruft."

— 12. Erderschütterer Roms, es sind Cäsar, Pompejus und Crassus gemeint, die das erste Triumvirat bildeten. — 15 f. Vgl. hierzu die ersten Worte, die Karl Moor in den „Räubern" (1. Akt, 2. Scene) spricht. — 19. Sardanapal, ein König von Assyrien, der, durch die Wollust erschlafft, von Rebellen vom Throne gestoßen wurde und sich selbst verbrannte. — 31 f. quae ... repostos, Virg. Aeneïs VI, 654: Was der Lebenden Beschäftigung war, folgt auch den zur Erde Bestatteten. Vgl. „Die Götter Griechenlands" (I, S. 158) Str. 10:

Wollmar. So mag die Asche des Lykurgus noch bis itzt und ewig im Ocean liegen!

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele schlagen? Wie? wenn sie die Urne von Tibulls Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts? Flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephyr ein Atome Anakreons? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Überbleibsel der Wucherer im hundertjährigen Rost an die verscharrten Münzen gefesselt liegen? ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Presse zu ächzen und den Unsinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Wer kann mir beweisen, daß der schmerzliche Blasenstein unsers Nachbars nicht der Rest eines ungeschickten Arztes ist, der nunmehr zur Strafe die ehemals mißhandelten Gänge des Harns, ein ungebetener Pförtner, hütet, so lang' in diesen schimpflichen Kerker gesprochen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünschten Prinzen erlöst? Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittere Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

Wollmar. Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Man sage es doch unsern Fürsten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen. — Man sage es unsern Schönen, die mit einer farbichten Landschaft im Gesicht unsre Weisheit zur Närrin machen wollen. — Man sage

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn.

Der 6. Gesang der Äneis war ein Lieblingsgesang Schillers, den er später seiner Frau aus dem Stegreif deutsch vorzulesen liebte.

1 f. „Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, solange sie Lykurgus' Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt sein. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblicke an auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte." (Schillers 12. Brief über „Don Karlos" (XII, 2, S. 262); Plutarch, übersetzt von Schirach, I, 225. 233.)

es den süßen Herrchen, die eine Hand voll blonde Haare zu ihrem Gott machen. — Mögen sie zusehen, wie die Schaufel des Totengräbers den Schädel Yoricks so unsanft streichelt. Was dünkt sich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Cäsar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten?

Edwin. Aber wo hinaus denn mit dem allem?

Wollmar. Armselige Katastrophe einer armseligern Farce! — Sehen Sie, Edwin! Das Schicksal der Seele ist in die Materie geschrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß!

Edwin. Gemach, Wollmar! Sie kommen ins Schwärmen. Sie wissen, wie gern Sie da die Vorsicht mißhandeln.

Wollmar. Lassen Sie mich fortfahren! Die gute Sache scheut die Besichtigung nicht.

Edwin. Wollmar besichtige, wenn er glücklicher ist!

Wollmar. O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine waschhafte Mäklerin, die in jedem Hause schmarotzen geht und geschmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verleumdet, bei dem Glücklichen auch das Übel verzuckert. Ein verdorbener Magen verschwätzt diesen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Teufel vergöttern. Wenn unsere Launen die Modelle unserer Philosophieen sind, — sagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weise sein, wenn Sie erst finster werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht, um weise zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort „glücklich" genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit ist die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel fliegen ausgespannt, die glückliche Insel zu suchen im gestadlosen Meere und dieses goldene

2 ff. Vgl. Shakespeares „Hamlet" (5. Akt, 1. Scene): **Hamlet.** Ja, ja, und nun Junker Wurm: eingefallen und mit einem Totengräberspaten um die Kinnbacken geschlagen. — **Erster Totengräber.** Dieser Schädel da war Yoricks Schädel, des Königs Spaßmacher. — **Hamlet.** Nun begieb dich in die Kammer der gnädigen Frau und sage ihr, wenn sie auch einen Finger dick auflegt: „so 'n Gesicht muß sie endlich bekommen. — —"

„Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!"

— 30. gestadlosen Meere, d. h. im Weltmeere, im Ocean, der nach dem Glauben der Alten die Erde rings umschließt, und jenseits dessen ewiges Dunkel ist. Die „glückliche Insel", die Insel der Seligen, wird schon von Homer erwähnt. Vgl. „Wilhelm Tell" (3. Aufz., 1. Scene):

Vließ zu erobern. Sage mir doch, du Weiser, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Ring des Bedürfnisses herumgewirbelt, ewig von diesem Ufer stoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu stoßen. Sie tummelt sich in den Vorhöfen ihrer Bestimmung, kreuzt furchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen und das Takelwerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind diejenigen, die heute sich abmüden, auf daß sie sich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte geschmolzen. Wieder andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. — Es sind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daseins verschwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne sie weg, und ein armes Vierteil bleibt noch zurück. Bang und schüchtern segelt es ohne Kompaß im Geleit der betrüglichen Sterne auf dem furchtbaren Ocean fort; schon flimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste; „Land!" ruft der Steuermann, und siehe, ein elendes Brettchen zerbirstet, das lecke Schiff versinkt hart am Gestade. Apparent rari nantes in gurgite vasto. Ohnmächtig kämpft sich der geschickteste Schwimmer zum Lande; ein Fremdling in der ätherischen Zone, irrt er einsam umher und sucht thränenden Auges seine nordische Heimat. So ziehe ich von der großen Summe eurer freigebigen Systeme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen sich auf den Harnisch der Männer, und diese weinen, daß sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unsers Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin!

„Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?"

„Der Antritt des neuen Jahrhunderts" (I, S. 182) Str. 7:

„Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht."

19. Apparent ... vasto, Virg. Aeneïs I, 118: Sie erscheinen vereinzelt, in dem weiten Strudel schwimmend. — 21 f. Diese Stelle citiert Schiller in einem Briefe an Körner (I, S. 23) so: „Fremdlinge in der ätherischen Zone, irren wir einsam umher und sehen mit thränenden Augen nach unserer nordischen Heimat zurück."

Rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf; antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Töpfer ist schon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie!

Edwin. Ich sage: wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den malerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbeifliegen, Edwin? Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an spitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüste einem dreifachen Tode um den Rachen zu schwanken! — Reden Sie nichts mehr! mein Gram ist beredter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und soll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wolkenlosen Bläue, die mir hernach seine stürmische Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht. — —

Wollmar. Umsonst! Vergebens! Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekte. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdammnis empor. Es ist ein betrügliches Lotto; die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jeden Atomen les' ich die trostlose Aufschrift: „Vergangen!"

Edwin. Und warum nicht: „Gewesen"? Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne

3f. Vgl. Jesaias 64, 8: „Aber nun, Herr, du bist unser Vater, wir sind Thon; du bist unser Töpfer, und wir sind alle deiner Hände Werk"; und „Semele", 2. Scene: „Wie kann vor seinem Thon der Töpfer liegen?" — 30. Nieten, „Nieten sind der Auszug" (Karl Moor in den „Räubern", 3. Akt, 2. Scene).

der allgegenwärtigen Liebe. — Wollmar, an dieser Linde küßte mich meine Juliette zum erstenmal.

Wollmar (heftig davongehend). Junger Mensch! Unter dieser Linde hab' ich meine Laura verloren.

(Vielleicht Fortsetzungen.) K.

---

2. Der Jüngling und der Greis.

Versuch eines Nichtstudierten.

Selim. Wie der Strom in der Ferne braust, während der Sturm sich sammelt! Ein begeisterndes Getöse, eine Thatenahnung; Almar, die Seele schwillt mir.

Almar. Jüngling, warum weilt dein Auge nicht lieber an jener noch heiteren Strecke des Himmels, dein Ohr nicht am sanften Gemurmel dieser Quelle?

Selim. Oft war Ruhe meine Sehnsucht; ich nannte mich thöricht, nach Phantomen zu jagen, die gleich den Hydraköpfen bei ihrem Untergang wiederum gefährlicher hervorschießen. Aber, o Almar! was sind wir für zweideutige Geschöpfe! Ruhe ist nicht die Bestimmung unserer Natur; unaufhaltsam lispelt und ruft eine geheime Stimme nach unbekannten, dunklen Scenen. Unter grauen Haaren würd' ich mich feige schelten, hätt' ich, gleitend ins unbekannte Land, nur die Hälfte meines Wegs zurückgelegt, indessen vorwärts und um und um Regionen blüheten, die ich öde gelassen.

Almar. Ich bedaure dich, mein Lieber! Dein Kopf ist noch von Romanen erhitzt; deine Ideen von Bestimmung und Thätigkeit sind Irrwische. Sieh! die Natur läßt überall Rosengebüsche wachsen und lehrt die Unschuld ihren frohen Gesang; werden glänzende Trophäen oder das Triumphgetön der Trompete unser Leben besser verherrlichen als jenes? Deine eitlen Wünsche, glaub' es einem Greisen, sind nicht in dir entsprossen, und ein Traum wird dich verzehren.

Selim. Eine Moral, die ich oft gehört habe, die aber allein für dich paßt, in deiner sich neigenden Natur entspringt; verzeihe

6 f. Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (Zweites Stück, 1782, S. 387—390), mit Schftn. unterzeichnet.

mir dieses Wort, mein Vater! Bist du glücklich, Almar? Wünschest du nichts mehr?

Almar. Ich bin glücklicher, weil ich genügsamer worden bin.

Selim. Armer! dies ist dein Glück, daß du nicht siehst, was du am Tausche verlorst. Du bückst dich nicht mehr nach der Blume, weil deine Nerven starr worden sind. Du wähnst dich glücklich, weil du es nicht mehr in einem hohen Grade sein kannst. Laß mich warm davon reden; ich zittre vor dem Augenblick, wo ich ohne Wunsch und Hoffnung entschlummern und erwachen müßte. Unaufhaltsames Streben ist das Element der Seele. Beim Worte Genügsamkeit zersplittern die Stufen in der unendlichen Leiter der Wesen. Dieser Durst, diese Unruhe, mein Schmerz über meine Schwachheit entschleiert meine Hoheit. Ich weine, nur ein Mensch zu sein; ich jauchze, ein Gott sein zu können.

Almar. Und du bist nur ein Sklav. Sieh die Fläche des Flusses, er ist jedem Säuseln preisgegeben, und der Wind jagt ihn über die Ufer.

Selim. Aber ohne Säuseln und ohne Sturm würden seine Wasser verderben. Es giebt Minuten, wo mein Geist stillen Gewässern gleicht; kein wohlthätiger Wind vermag das drückende Gleichgewicht aus einander zu schaukeln; der Puls der Natur macht eine Pause; gekrümmt über mich selbst, winde ich mich rastlos wie einer, der im Grab erwacht; ein Insekt erbittert mich; ich suche dann mit Gewalt mein Leben wieder; ich vegetiere in einem hohen Grade, ich schwelge.

Almar. Du sprichst so viel von Wünschen und Streben; wo bleibt dann dein Genuß? Nach deinen Paradoxen wird dessen Fülle wohl ein Unglück sein.

Selim. Allerdings, wenn sie anhaltend wäre. Wenn du's überlegst, ist nur die Ahnung, die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens; der Genuß selbst ist sein Tod. Im Arme des schönsten Mädchens bin ich am meisten zu bedauern, wenn ich am nächsten der höchsten Wonne bin. Dieses scheint mir das schönste Vorrecht des Menschen zu sein und ein wesentlicher Unterschied vom Tiere. Ich wünsche und ahne den Genuß und bin glücklich. Dem Tiere behagt es bloß, wenn es genießt.

Almar. Jetzt ertappe ich dich auf einem Widerspruch. Du jagst einem Ziele nach, das du zu erreichen fürchtest.

Selim. Ich fürchte es nicht; aber die Seele hört auf zu glühen; die Schwingen der Imagination sinken am Ziele; der Zauber verschwindet; der Tumult von Associationen macht der dringenden, lauten Wirklichkeit Platz; die Seele ist dann am meisten leidend und am wenigsten glücklich. Ich fürcht' es nicht, Almar, weil neue, erhabnere Ziele mir wieder entgegenwinken; meine Laufbahn ist die Ewigkeit. Durch die Hoheit und Zahl meiner Wünsche werd' ich mich in der Geister Gewühl stehlen, die nach der Gottheit hin zücken.

Almar. Halt ein, Schwärmer, nun hab' ich dich, wo ich wünschte; du sagtest, der Zauber verschwinde am Ziele deines Wunsches; du hast also ein leeres Phantom verfolgt.

Selim. Aber der Weg war nicht verloren, und laß es auch Phantomen sein, wenn nur mein Schöpfer mir eine glühende Seele nach ihnen gab. Wehe dem Frechen, der mit frevelnder Hand den Schleier wegzieht von diesem magischen Tumult! Er kommt dem Alter in diesem traurigen Vorrecht zuvor. Elysium sinkt ihm zu einem Küchengarten herab.

Almar. Lebe wohl, Träumer! das nächste Mal werd' ich reden, und du wirst mir antworten, wenn du unterdessen auf deinem Fluge in keinen Sumpf stürzest. Ich gehe in meinen Garten, um mich am wiederkehrenden milden Sonnenschein zu weiden.

Selim. Ich weine, Elysium zu ahnen und nicht zu finden. Du lächelst noch aus Lust; aber vor Lust weinst du nicht mehr.

Schstn.

---

3. Eine großmütige Handlung,

aus der neuesten Geschichte.

Schauspiele und Romanen eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Glut, worein es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose

16. Vgl. das Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais" (I, S. 236). — 26 f. Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (Zweites Stück, 1782, S. 268—273), mit ZZ. unterzeichnet.

Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiß, ob nicht eben diese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsre Existenz in der wirklichen untergräbt? Wir schweben hier gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zween Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. Ich hoffe, daß sie meine Leser wärmer zurücklassen werde als alle Bände des Grandison und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb., hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr. verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön und zur Empfindung geschaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständnis, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegnis ihrer Empfindungen das ganze Geheimnis entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinah so grausame Verwüstungen angerichtet hat als sein abscheuliches Gegenteil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschließend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urteil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampf der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen so allzeit fertig entscheiden und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen liebst,

1. Puff, eine Person aus dem, später in den „Xenien" verspotteten, Roman von Hermes: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", Leipzig 1769—1773. — 11. „Geschichte Herrn Carl Grandison. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa." Der Verfasser ist S. Richardson.

feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet — Bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh auch du hin — und thu ein Gleiches!"

Er verließ gählings Deutschland und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahinschwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam; dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Ärzte zweifelten für sein Leben; nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wiederzugeben, riß ihn mühsam aus den Armen des Todes. Halb verwest, ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers, kam er in seiner Vaterstadt an, schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders. „Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumutete, weiß Der im Himmel. — Mehr kann ich nicht." Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da: „Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen, ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weiter schreibe! Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du, — in Gottes Namen, so sei sie dein, und der Himmel segne eure Liebe! Bin ich es nicht, — nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl! Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia" — Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmut übertroffen. Am Herzen dieses zerrten beide: Liebe und Verlust des edelsten Mannes. Das Ge-

5. Ev. Lucä 10, 37.

räusch des fliehenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgiltige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte.

Der Überwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen: „Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich Deiner und unsrer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuen Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert; Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen; Dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein ist das Fräulein. Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder! Bruder! Schwer wälze ich sie auf Deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie Dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt Deine junge Liebe Dich lehrt — Behandle sie als ein teures Vermächtnis eines Bruders, den Deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl! Schreibe mir nicht, wenn Du Deine Brautnacht feierst! Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich Du bist! — Meine That ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird."

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen. — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglückseligste Geheimnis ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia und gedieh zum glücklichen, glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heiraten, und hat es gehalten.

33.

---

31 wirklich, schwäbisch für: jetzt.

4. Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuskript des verstorbenen Diderot gezogen.)

Der Marquis von A . . . war ein junger Mann, der seinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens so so von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand sich eine Dame, die ihm ziemlich zu schaffen machte. Sie nannte sich Frau von P . . ., eine reiche Witwe von Stande, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, aber stolz und von hohem Geist.

Der Marquis brach alle seine vorigen Verbindungen ab, um nur allein für diese Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Geflissenheit, brachte ihr alle ersinnliche Opfer, sie von der Heftigkeit seiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich sogar seine Hand an. Aber die Marquisin, die es noch nicht vergessen konnte, wie unglücklich ihre erste Heirat gewesen, wollte sich lieber jedem andern Ungemach des Lebens als einer zwoten aussetzen.

Diese Frau lebte sehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verstorbenen Mannes gewesen; sie hatte ihm damals den Zutritt gestattet, und auch nachher verschloß sie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibische Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit seiner Bewerbung, von seinen persönlichen Eigenschaften begleitet, seine Figur, seine Jugend, der Anschein der innigsten, wahrhaftigsten Liebe und dann wiederum die einsame Lebensart dieser Dame, ein Temperament, zur zärtlichen Empfindung geschaffen, mit einem Wort, alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier seine Wirkung. Frau von P . . . ergab sich endlich nach einer monatlangen fruchtlosen Gegenwehr und dem hartnäckigsten Kampf mit sich selber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders sein Herz den zärtlichen Gesinnungen, die es damals so feierlich angelobte, und die ihm so zärtlich erwidert wurden, getreu bleiben wollen.

1 f. Rheinische Thalia, erstes Heft, 1785, S. 27—94. Die obige Erzählung ist in dem Diderotschen Roman: „Jacques le fataliste et son maitre“ (in 2 Bdn., zuerst im Druck erschienen Paris, chez Buisson, an V de la république) mit Fragen, Antworten und Reflexionen vielfach durchflochten und weicht in Schillers Bearbeitung von dem Original wesentlich ab. In den gewöhnlichen Ausgaben der Werke Schillers fehlt dieselbe. — 3. A . . ., im französischen Original: Arcis. — 7. P . . ., Pommeraye.

Einige Jahre waren so hingeflossen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er schlug ihr vor, in Gesellschaft zu gehen — sie that's — Besuche anzunehmen — sie willigte ein — Tafel zu geben — auch darin gab sie ihm nach. Endlich und endlich fing ein Tag, fingen mehrere Tage an zu verstreichen, und kein A . . . ließ sich sehen. Er fehlte bei der Mittagtafel, beim Abendessen. Geschäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war; er fand für nötig, seinen Besuch diesmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, streckte sich im Sofa, ergriff etwa diese oder jene Broschüre, warf sie weg, schäkerte mit seinem Hund oder schlief zuletzt gar ein. Es wurde Abend — seine schwächliche Gesundheit riet ihm, zeitlich nach Haus zu gehen, das hatte ihm Tronchin ausdrücklich befohlen — und Tronchin, das ist wahrhaftig und wahr, Tronchin ist ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut und wischte fort, vergaß in seiner Zerstreuung auch wohl gar, Madame beim Abschied zu umarmen. Frau von P . . . empfand, daß sie nicht mehr geliebt ward; aber sie mußte sich überzeugen, und das machte sich ungefähr auf folgende Art:

Einmal, als sie eben abgespeist hatten, fing sie an:

„Warum so in Gedanken, Marquis?“

„Warum Sie, gnädige Frau?“

„Es ist auch wahr, und noch dazu in so traurigen.“

„Wie denn das?“

„Nichts.“

„Das ist nicht wahr, Madame! Frei heraus —“ und dabei gähnte er — „gestehen Sie mir, was ist Ihnen? — das wird uns beide aufmuntern.“

„Hätten Sie das hier so nötig?“

„Nicht doch — Sie wissen ja — man hat so gewisse Stunden —“

„Wo man verdrießlich sein muß?“

„Nein, Madame, nein, nein — Sie haben unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben unrecht! Es ist nichts, ganz und gar nichts. Es giebt manchmal so Augenblicke — ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll.“

13. Theodore Tronchin, ein berühmter Arzt in Paris zur Zeit Ludwigs XVI., geb. 24. Mai 1709 zu Genf, starb zu Paris den 30. November 1781.

„Lieber Freund, schon eine Zeit lang drückt mich etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen wollte; aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.“

„Mich beleidigen? Sie?“

„Vielleicht — aber Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wissen hat sich das nach und nach so gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes sein, der dem ganzen Menschengeschlecht gilt, weil auch ich — ich selbst so gar keine Ausnahme mache.“

„Ach, Madame, — Sie besorgen etwa — hm — und was ist es denn?“

„Was es ist? — O, ich bin unglücklich — auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, besser, ich schweige still.“

„Reden Sie frei, meine Liebe! Sollten Sie vor mir Geheimnisse haben? Sollten Sie nicht mehr wissen, daß es die erste Bedingnis unsrer Vertraulichkeit war, einander nichts zu verschweigen?“

„Das eben ist's, was mir Kummer macht. Was Sie mir jetzt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit aufs Höchste zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin ist? — Ich habe keine Lust zum Essen und Trinken mehr. Auch sogar schlafen mag ich nicht mehr. Unser vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich selbst: Ist er denn nicht mehr so liebenswürdig? — Er ist, wie er war. — Hast du Ursache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeste. — Vielleicht besucht er verdächtige Häuser? — Nichts weniger. — Oder findest du ihn vielleicht minder zärtlich als ehedem? — Ganz und gar nicht. — Aber wenn dein Freund noch der alte ist, so müßtest du ja verwandelt sein? — du bist's, o gestehe dir's, du bist's. Da ist kein Funke der Sehnsucht mehr, mit der du sonst ihn erwartetest, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfingest, keine Spur der süßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der süßern Aufwallung, wenn er wiederkam, wenn du hörtest seiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das alles ist vorbei — es ist dahin, er ist dir fremder geworden.“

„Wie, Madame?“

Hier drückte die Dame beide Hände vors Gesicht, ließ den

Kopf herabsinken und schwieg eine Zeit lang still. Endlich sagte sie wieder:

„Ich weiß, was Sie mir antworten können; ich bin darauf gefaßt, Sie erstaunt zu sehen — mir das Bitterste von Ihnen sagen zu lassen. — Aber schonen Sie, Marquis — doch nein, nein, schonen Sie nicht! Sagen Sie mir alles! Ich hab' es verdient. Ich muß mir's gefallen lassen. Ja, lieber Marquis, so ist es — es ist wahr — aber ist es nicht schrecklich genug, daß es so weit kommen mußte — sollte ich auch noch zu der Schande herabgesunken sein, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie sind, was Sie waren, aber ich bin die nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie so sehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt ist, die geheimsten Regungen ihres Herzens zu prüfen, sich nirgends zu täuschen, diese Frau kann sich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen ist. Dieses Bekenntnis — o, ich fühl' es — es ist das entsetzlichste, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich, eine Wankelmütige, eine Lügnerin! — Wüten Sie aus, lieber Marquis! Verwünschen Sie mich; verdammen Sie mich; brandmarken Sie mich mit den verhaßtesten Namen! Ich hab' es selbst schon gethan. Alles, alles kann ich von Ihnen anhören, nur das Einzige nicht, daß ich heuchle; denn das verdien' ich nicht."

Hier drehte sich Frau von P . . . im Sofa herum und fing laut an zu weinen.

Der Marquis warf sich ihr zu Füßen.

„Treffliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine mehr finden wird! Ihre Freimütigkeit, Ihre Rechtschaffenheit beschämen mich, rühren mich — ich möchte vor Scham sterben. Wie groß stehen Sie in diesem Augenblick neben mir; wie klein steh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang gemacht, zu bekennen — ich machte den Anfang, zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich sein, wenn ich einen Augenblick anstünde, sie zu erwidern. Ja, Madame, ich kann es nicht leugnen — die Geschichte Ihres Herzens ist Wort für Wort auch die Geschichte des meinigen. Alles, alles, was Sie sich gesagt haben, hab' ich auch mir gesagt. Doch ich duldete und schwieg — hätte vielleicht noch lange geschwiegen — hätte vielleicht nie den Mut gehabt, mich zu erklären."

„Ist das wirklich wahr, Marquis?"

„Wahr, Madame — und wir können uns also beide Glück wünschen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenschaft Meister wurden, die so vergänglich wie die unsrige war."

„In der That, Marquis, ich würde sehr zu beklagen sein, wenn meine Liebe später erloschen wäre als die Ihrige."

„Sie können sich darauf verlassen, Madame — ich war der Erste, bei dem sie aufhörte."

„Wirklich, mein Herr? Ich fühle so etwas."

„O meine beste Marquisin! Noch nie fand ich Sie so reizend, so liebenswürdig, so schön als in dem jetzigen Augenblick. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht schüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde als jemals."

Er nahm, indem er dies sagte, ihre beiden Hände und küßte sie lebhaft. Frau von P . . . unterdrückte den tödlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

„Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächte ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Ansprüche auf meine Achtung wie ehedem — auch ich hoffe, mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu sehen? Wollen wir unsre Liebe in die zärtlichste Freundschaft verwandeln? — Das wird uns künftig alle die traurigen Auftritte ersparen, alle die kleinen Treulosigkeiten, alle die kindischen Neckereien, all den mutwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenschaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beispiel in unserer Gattung sein. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reisen wir zusammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu Ihrer Vertrauten; ich werde Ihnen kein Geheimnis aus den meinigen machen — versteht sich, wenn ich welche erlebe; denn ich fürchte sehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein klein wenig scheu gemacht haben. — Und so müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterstützen mich zuweilen mit Ihrem Rat, ich Sie mit dem meinigen. — Und am Ende, — wer weiß, was geschehen kann?"

„Allerdings, Madame, und es ist dann so gut als schon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zuletzt alles, alles wird überwiesen haben, die Mar=

quisin von P... sei die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, so ist es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten."

„Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wissen ja, man ist oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigensinn — Laune — Leidenschaft für einen andern anwandelte, der nicht einmal so viel in Ihren Augen gälte."

„Allerdings würde mich das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schicksal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wiederzuvereinigen wissen wird, wenn das so sein soll."

Auf dieses Gespräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbestand des menschlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen schieden beide von einander.

So groß der Zwang gewesen, den sich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, so fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war.

„Also ist es wahr," schrie sie laut aus, „es ist mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr!" — Nachdem ihre ersten Aufwallungen vorüber waren und sie in stiller Wut über dem erlittenen Schimpfe gebrütet hatte, beschloß sie eine Rache, die ohne Beispiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die sich gelüsten lassen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und diese Rache führte sie aus.

Die Marquisin hatte ehemals mit einer gewissen Frau aus der Provinz in Bekanntschaft gestanden, die eines Prozesses wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jetzt hatte sie erfahren, daß diese Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verloren hatte und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zusammen, man spielte, man speiste zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gästen die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Lust hatte, sich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquisin ließ durch einige Bediente diesen Weibspersonen nachspüren; sie wurden ausfindig gemacht und zur Frau von P... — ein Name, den sie sich kaum noch zurückrufen

konnten — auf einen Besuch gebeten. Die Frauenzimmer, welche sich zu Paris für eine Madame und Mademoiselle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand sich die Mutter bei der Marquisin ein, welche das Gespräch sogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

„Frei heraus, gnädige Frau," antwortete die Alte, „wir leben von einem Handwerk, das leider sehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich und noch obendrein eins von den schimpflichsten ist. Mir selbst ist es noch dazu in den Tod zuwider; aber Not bricht Eisen, wie das Sprichwort sagt. Ich war schon halbwegs entschlossen, meine Tochter bei der Opera anzubringen; aber ihre Stimme taugt höchstens für eine Kammersängerin, und außerdem tanzt sie schlecht. Auch habe ich sie, während meines Prozesses und auch nachher, bei den Vornehmen dieser Stadt, bei den obrigkeitlichen Personen, bei den Pächtern und geistlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie das nun geht, accordierten immer nur auf eine Zeit lang, und am Ende blieb sie mir denn so sitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob sie nicht schön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verstand noch Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunstgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Atem zu halten."

„Sind Sie denn sehr bekannt hier?" frug die Marquisin.

„Leider Gottes, nur zu sehr!" sagte die Alte.

„Und, wie ich merke, scheinen Sie beide wenig Lust und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?"

„Ganz und gar nicht, und am wenigsten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, sie davon wegzunehmen oder lieber ums Leben zu bringen. Obendrein hat sie noch ihre melancholischen Stunden, wo sie vollends gar nicht zu brauchen ist."

„Wenn ich mir also zum Beispiel in den Kopf setzen wollte, Ihr Schicksal auf eine glänzende Art zu verbessern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwierigkeiten machen?"

„Das meint' ich auch."

„Aber die Frage ist, ob Sie mir werden versprechen können, allen Vorschriften, die ich für gut finden könnte, Ihnen zu geben, mit der strengsten Genauigkeit nachzuleben?"

„Darauf können Sie zählen, Madame. So hart sie auch sein mögen."

„Und Ihr Gehorsam ist mir also gewiß, so oft es mir einfallen wird, zu befehlen?"

„Wir werden mit Ungeduld darauf warten."

„Das ist gut. Jetzt, Madame, gehen Sie nach Hause! Sie sollen gleich meine fernern Verfügungen hören. Unterdessen schaffen Sie alles fort, was Sie an Hausgerät haben; auch Ihre Kleider schaffen Sie fort, die besonders, welche von frecher oder schreiender Farbe sind. Das alles würde mir nur meinen Anschlag vereiteln."

Jene ging. Frau von P . . . warf sich in den Wagen und ließ sich in die Vorstädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weitsten entlegen schienen. Hier mietete sie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine schlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgershause und ließ solche auf das sparsamste möblieren.

Dahin lud sie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirtschaft und legte ihnen einen schriftlichen Aufsatz von den Lebensregeln vor, die sie künftighin zu befolgen hatten. Sie waren folgende:

„Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr; denn es liegt daran, daß Sie von niemand entdeckt werden!

„Sie nehmen keine Besuche an, auch selbst aus Ihrer Nachbarschaft nicht; denn es muß das Ansehen haben, als hätten Sie der Welt gänzlich entsagt!

„Gleich von dem morgenden Tag an müssen Sie andächtige Kleider tragen.

„Zu Hause werden keine andre als geistliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall sich aussetzen.

„Ihrem Gottesdienst müssen Sie jeden Werk- und Feiertag mit brünstigem Eifer obliegen.

„Sie müssen dahin trachten, daß Sie sich in das Sprachzimmer dieses oder jenes Klosters Eingang verschaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

„Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geistlichen müssen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugnis von ihnen verlangte.

„Des Monats müssen Sie wenigstens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

„Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer ist und Nachfrage deswegen geschehen könnte.

„Von Zeit zu Zeit streuen Sie kleine Almosen aus; aber ich verbiete Ihnen schlechterdings, welche anzunehmen. Man soll Sie weder für reich, noch für dürftig halten.

„Zu Hause beschäftigen Sie sich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

„Ihre Lebensordnung sei äußerst mäßig. Einige schmale Portionen aus dem Gasthaus sind alles, was ich Ihnen erlauben kann.

„Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Überhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Kosten verursacht, so unterlassen Sie es nie.

„Aber einmal für allemal: weder Pfaffen noch Mönche, noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

„Gehen Sie über die Gasse, so schlagen Sie die Augen jederzeit sittsam zu Boden. In der Kirche sehen Sie nirgends hin als auf Gott.

„Ich will gern glauben, daß diese Einschränkung hart ist. Aber in die Länge kann sie nicht dauern, und die Entschädigung wird außerordentlich sein. Gehen Sie nun mit sich selbst zu Rat. Wenn Sie besorgen, daß Ihre Kräfte diesen Zwang nicht aushalten, so gestehen Sie es jetzt frei heraus — es kann mich weder beleidigen noch befremden. Ich vergaß vorhin, noch anzumerken, daß es sehr wohlgethan sein würde, wenn Sie sich die Sprache der Mystiker angewöhnten und die Redensarten der heiligen Schrift recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit lassen Sie Ihren Groll gegen die Weltweisen aus, und Voltairen erklären Sie für den Antichrist.

„Nunmehr leben Sie wohl! Hier in Ihrem Hause werden wir uns schwerlich wiedersehen. Ich bin ja nicht würdig, mit so heiligen Frauen in Gesellschaft zu leben. Doch seien Sie deswegen unbesorgt. Sie sollen mich desto öfter in der Stille besuchen, und dann wollen wir das Verlorene bei verschlossenen Thüren hereinbringen. Aber, um was ich Sie bitte — sehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heilig-Thun nicht im Ernst

30. Antichrist, Offenb. 13.

heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirtschaft wird meine Sorge sein. Glückt unser Anschlag, so bedörfen Sie meines Beistandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verschuldung, mißlingen, so habe ich Vermögen genug, Ihr Schicksal erträglich zu machen und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jetzt mir zu Gefallen entsagen. Aber vor allen Dingen — Gehorsam, blinden, unumschränkten Gehorsam gegen meine Befehle, oder ich kann Ihnen weder für jetzt noch fürs künftige stehen."

Unter der Zeit, daß unsere zwo Andächtige nach Vorschrift die Welt erbauten und der gute Geruch ihrer Heiligkeit sich ringsum verbreitete, fuhr Frau von P... nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundschaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, so oft er sich sehen ließ, nie mürrisch oder ungleich von ihr empfangen, selbst dann nicht, wenn er sich lange hatte vermissen lassen, kramte er alle seine kleinen Abenteuer bei ihr aus, welche sie mit der unbefangensten Lustigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit schenkte sie ihm ihre Teilnehmung, ihren Rat — unter der Hand ließ sie auch ein Wort von Verheiratung fallen, jedoch immer mit dem Tone der uneigennützigsten Freundschaft, der auf sie selbst nicht die geringste Beziehung zu haben schien. Wandelte es den Marquis in gewissen Augenblicken an, galant gegen sie zu sein und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweisen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von so genauer Bekanntschaft sich nie ganz hinwegsetzen kann — so antwortete sie mit einem Lächeln oder schien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund wie er, behauptete sie dann, reiche zur Glückseligkeit ihres Lebens hin — ihre erste Jugend wäre vorüber, ihre Leidenschaften ausgelöscht.

„Wie, Madame!" antwortete er voll Verwunderung, „Sie sollten mir also nichts mehr zu beichten haben?"

„Nicht das Mindeste mehr."

„Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir sonst so gefährlich war?"

„Diesem habe ich meine Thüre verschlossen. Ich seh' ihn nimmermehr."

„Das ist aber wunderlich, Madame, und warum denn?"

„Weil er mir zuwider ist."

„Gestehen Sie, Madame, gestehen Sie! Ich lese in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer?"

„Das könnte wohl sein."

„Und zählen auf meine Wiederkehr?"

„Warum sollt' ich nicht dürfen?"

„Und wenn mir also das Glück — oder das Unglück? — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gute thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?"

„Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit."

„O, Madame, nach dem, was Sie bereits schon gethan haben, traue ich Ihnen jede Heldenthat zu."

„Das soll mir unendlich lieb sein."

„Auf Ehre, Madame, Sie sind eine gefährliche Frau. Das ist ausgemacht."

So standen die Sachen noch, als schon der dritte Monat verstrichen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erschienen sei, ihre Federn einmal spielen zu lassen. An einem schönen Sommertag, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl sie den beiden Aisnon, im königlichen Garten spazieren zu gehen. Der Marquis erschien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man speiste kostbarer, die Unterhaltung war die munterste. Nach Tische brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorschlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber versäumte. Es traf sich gerade, daß an eben dem Tag weder Schauspiel noch Opera war. Dies gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerst auf den Einfall kam, das königliche Kabinett zu besehen. Nichts konnte der Dame willkommener sein. Die Bestellung wird gemacht ohne Zeitverlust. Die Pferde sind vorgespannt. Man wirft sich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten und findet sich auf einmal in einem Gedränge von Welt, begafft alles und sieht nichts, wie das gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Nachdem beide das königliche Kabinett verlassen hatten, mischten sie sich unter die andern Spazierenden. Der Weg führte sie durch eine Allee nach der Baumschule, wo Frau von P . . . auf einmal ein lautes Geschrei erhub. — „Sind sie's? Sie sind's! Nein, ich täusche mich nicht! Es sind wirklich dieselben!" — Und mit den Worten entspringt sie dem Marquis und fliegt unsern beiden frommen Schwestern entgegen. Die junge Aisnon war heute zum Bezaubern; der bescheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anschauen der Person hinzuschmelzen. —

„Ah! sind Sie es, Madame?"

„Ich bin's. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie ist es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her ergangen?"

„Sie wissen unser Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeschränkt, haben uns nach der Decke gestreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl gesagt, in welcher wir mit dem vorigen Anstand nicht mehr auftreten konnten."

„Aber mich zu verlassen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört und sie nachgerade so abgeschmackt findet, als sie es auch in der That ist! Das war nicht artig, meine Kinder."

„Mißtrauen, gnädige Frau, ist von jeher die Begleitung des Unglücks gewesen. Die Unwürdigen fürchten so gern überlästig zu sein — —"

„Überlästig? Sie mir? Wissen Sie auch, daß ich Ihnen das mein Leben lang nicht mehr vergeben werde?"

„Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau! Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau von P . . .? Laß es gut sein, meine Tochter! An uns denkt kein Mensch mehr."

„Wie ungerecht! Aber setzen wir uns! Lassen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. — Hier, meine Freundinnen. Der Marquis von A . . ., ein sehr guter Freund von mir, und der uns nicht im mindesten stören wird. — Aber sieh doch, wie Mademoiselle groß geworden ist, wie schön, seitdem wir uns das letzte Mal sahen!"

„Das danken wir unsrer Armut, Madame, die wenigstens unsre Gesundheit behütet. Schauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie diese Arme. Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewissen, und das ist auch nichts Kleines, gnädige Frau." —

Man setzte sich, man plauderte vertraulich zusammen. Die ältere Aisnon sprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geistlichen Demut, doch ohne sich zu zieren oder zu übertreiben. Lange vorher, eh es noch Abend wurde, machten die beiden frommen Schwestern den Aufbruch. Man drang in sie, zu bleiben — man stellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre; aber die Mutter lispelte der Marquisin — ziemlich laut, versteht sich — in das Ohr, daß sie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die sie niemals versäumten. Sie waren schon

eine ziemliche Strecke von einander, als Frau von P . . . sich auf einmal besann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich sprengte der Marquis zurück, dieses Versehen wieder gut zu machen. Die Adresse der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen; aber alle Bemühungen des Marquis waren umsonst, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Mut, ihnen seinen Wagen anzubieten, — ein Umstand, der ihm doch, wie er der Frau von P . . . nachher selbst gestand, oft genug auf der Zunge schwebte.

Sein Erstes war, daß er sich bei der Marquisin umständlicher erkundigte, wer denn eigentlich diese Frauenzimmer wären. — „Zwei Geschöpfe,“ war die Antwort, „die wenigstens glücklicher sind als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Gesundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angesicht? die Unschuld, die Sittsamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, sieht man nicht, hört man in unsern Zirkeln nicht. Wir bedauern die Andächtigen, die Andächtigen bedauern uns, und am Ende — wer weiß, ob sie unrecht haben?“

„Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht selbst eine Betschwester werden wollen?“

„Warum das nicht?“

„Ich beschwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unser Bruch, wenn es ja einer sein soll, Sie bis zu der Raserei führen werde?“

„Also sähen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?“

„Tausendmal lieber.“

„Und rieten mir's am Ende wohl noch selbst an?“

„Ohne Bedenken.“

Frau von P . . . erzählte dem Marquis, was sie von dem Herkommen und den Schicksalen ihrer Freundinnen wußte, und mischte so viel Interesse, als nur möglich war, in diese Geschichte. Endlich setzte sie hinzu:

„Sie finden hier zwei weibliche Geschöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Gestalt, wie das Mädchen sie hat, sehen Sie selbst ein, würde ihre Besitzerin zu Paris nie Not leiden lassen, wenn sie Lust hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber diese Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem schimpflichen Überfluß vorgezogen. Der Rest ihres Ver-

mögens ist so klein, daß ich bis diese Stunde nicht begreifen kann, wie sie nur damit auskommen mögen. Da ist Tag und Nacht zu thun. Armut ertragen, wenn man arm geboren worden, ist eine Tugend, deren tausend Menschen fähig sind — aber von dem höchsten Überflusse plötzlich zur höchsten Notdurft heruntersinken und zufrieden sein und sich obendrein noch glücklich schätzen, ist eine Erscheinung, die ich nimmermehr erklären kann. — Sehen Sie, Marquis, so etwas kann nur die Religion. Die Weltweisen haben gut schwatzen. Die Religion ist etwas Herrliches."

„Für den Unglücklichen ganz gewiß."

„Und wer ist das nicht — mehr oder weniger — früher oder später?"

„Ich will sterben, Marquisin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden."

„Als wenn das Unheil so entsetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dies Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?"

„Aber Sie reden ja schon wie ein Apostel."

„Ich rede wie eine Überzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt! Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter vorschwebten, wie klein würden die Reichtümer dieser Erde vor unsern Augen zusammenschrumpfen? — Wer sonst als ein Rasender würde Lust bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte: ich kann in ihrer Umarmung sterben und ewig verdammt sein?" —

„Und doch ist dies etwas Alltägliches."

„Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen ist."

„Oder, Madame, weil unsre Sitten mit unsrer Religion nichts zu schaffen haben. Aber, liebe Marquisin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln sich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtstuhl?"

„Ich sollte freilich wohl etwas Klügeres thun."

„Gehen Sie, Sie sind eine Närrin. Sie haben noch schöne zwanzig Jahre ganz allerliebst wegzusündigen. Lassen Sie die erst genossen sein, und dann bereuen Sie meinethalben oder prahlen damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unser Gespräch hat eine so schwermütige Wendung genommen. Ihre Phantasie, Madame,

wird ganz unerträglich finster, und das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abscheulichen Klosterleben. Folgen Sie mir, Madame, — lassen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seligkeit und Seele, Sie sehen weder Hölle noch Teufel mehr und sind auf einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen sollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen; dann hätten Sie sich ja, einem eigensinnigen Traum zu Gefallen, um die süßeste Zeit Ihres Lebens betrogen — und — soll ich's gerade heraussagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvorgethan zu haben, ist so viel Aufopferung nicht einmal wert."

Noch einige Gänge durch die Allee, und sie stiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Frau von P . . . von neuem an:

„Wie einen das doch alt machen kann! Es denkt mir noch, wie das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum erstenmal nach Paris kam."

„Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?"

„Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, das erinnert mich an einen Garten, wo frische Rosen immer die verwelkten ablösen. Haben Sie sie auch recht ins Auge gefaßt?"

„Ich habe nicht ermangelt."

„Nun — und was halten Sie von ihr?"

„Es ist der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael, auf den Leib seiner Galathee gestellt. — O, und die unaussprechlich melodische Stimme —"

„Und die Bescheidenheit im Auge!"

„Und der Anstand, die Grazie in jeder Gebärde!"

„Und die Würde ihres Vortrags, die man doch sonst an keinem Mädchen ihresgleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!"

„Ja, wenn die Anlage schon so trefflich ist."

Der Marquis brachte Frau von P . . . nach Hause. Diese konnte es kaum erwarten, ihren beiden Kreaturen die Zufriedenheit

16. Es denkt mir, d. h. „ich erinnere mich", il me souvient. Ebenso „Don Karlos' 4. Akt, 4. Auftr.):

„Ganz ohne Beispiel, Prinz,
So lang' mir denkt, daß ich dem König diene."

zu bezeigen, welche sie über die glückliche Eröffnung des Possenspiels empfand.

Von dieser Zeit fing der Marquis an, seine Besuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie schien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete sie das Gespräch auf die beiden Frauenzimmer, er mußte immer zuerst davon anfangen, und dies that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künstlichen Gleichgiltigkeit, welche ihm aber immer verunglückte.

„Sahen Sie heute Ihre zwei Freundinnen?"

„Nein."

„Wissen Sie aber, daß Sie gar nicht artig sind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen; diese zwo Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie sind nicht einmal so höflich, ihnen zuweilen Ihren Tisch anzubieten?"

„Ich hätte doch gemeint, der Marquis von A . . . sollte sich mit meiner Denkungsart besser bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen; jetzt aber hilft mir die Freundschaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehnmal habe ich sie indessen zu Tische bitten lassen; aber immer schlugen sie es aus. Sie haben ihre besondern Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Besuch gebe, so thut es not, daß ich meinen Wagen am Ende der Gasse halten lasse und zuvor Schmuck und Schminke und jede Kostbarkeit von mir lege. Wundern Sie sich über diese grillenfängerische Behutsamkeit nicht! Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heutzutag, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun."

„Bei den Frommen besonders."

„Wo der geringste Vorwand davon lossprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmischte, gleich würde es heißen: Frau von P . . . ist ihre Gönnerin — sie brauchen keine Beisteuer mehr — und die Almosen hörten auf."

„Was? die Almosen?"

„Ja, mein Herr, die Almosen."

„Diese Frauenzimmer sind Ihre Bekannte und leben vom Almosen?"

„Dacht's ich doch! — Lieber Marquis, da seh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben, mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Teil Ihrer Achtung zugleich verloren.

Wer sagt Ihnen denn, daß die Schuld mein sein muß, wenn diese Frauenzimmer vom Opfergeld leben?"

„Verzeihung, Madame! Ich war voreilig. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Aber was für Ursachen hätten sie denn, den Beistand einer guten Freundin auszuschlagen?"

„O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verstehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; sie halten es nicht für schicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterschied anzunehmen."

„Aber, da berauben sie uns ja des einzigen Mittels, unsere unsinnigen Verschwendungen hie und da wieder gut zu machen."

„Das seh' ich nicht ab. Gesetzt, daß der Marquis von A... das Schicksal dieser zwo Geschöpfe zu Herzen nähme, könnte er seine Gaben nicht durch würdigere Hände an sie gelangen lassen?"

„Würdigere — nicht wahr? und desto weniger sichere?"

„Das könnte wohl sein."

„Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen z. B. ein zwanzig Louis schicken wollte — würde man mein Geschenk wohl zurückweisen?"

„Nichts gewisser — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein solcher Eigensinn bei der Mutter eines so schönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht scheinen?"

„Glauben Sie, daß ich in Versuchung war, hinzugehen?"

„O ja, sehr gerne — Marquis! Marquis! seien Sie auf Ihrer Hut! Es regt sich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir sehr unerwartet und verdächtig scheint."

„Mag's — aber sagen Sie mir, hätte man meinen Besuch angenommen?"

„Zuverlässig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufsehen von Bedienten, der Anblick eines schönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarschaft in Alarm zu bringen und die armen Unschuldigen zu Grund zu richten."

„Sie thun mir weh, Madame; denn auf meine Ehre, das waren meine Absichten nicht. Also muß ich mir das Vergnügen versagen, sie zu sehen und ihnen Gutes zu thun."

„So scheint es."

„Aber wenn ich meine Geschenke durch Ihre Hand gehen ließe?"

„Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die so zweideutig aussieht.“

„Das ist aber ja ganz abscheulich.“

„Abscheulich! Sie haben ganz recht.“

„Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal gesehen habe —“

„Nehmen Sie sich in acht, sag' ich Ihnen! Sie sind auf dem Wege, sich unglücklich zu machen. Lassen Sie mich lieber jetzt Ihren Schutzengel als nachher Ihre Trösterin sein. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Kreaturen zu thun haben, wie Sie deren sonst kennen lernten? — Verwechseln Sie nichts, guter Marquis! Frauenzimmer wie diese versucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verstehen den Wink nicht; sie laufen nicht in die Falle.“

Auf einmal besann sich der Marquis, daß er noch etwas Drängendes zu verrichten habe. Er stand mit Ungestüm auf und ging mürrisch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verstreichen, ohne Frau von P . . . zu sehen; aber er kam, warf sich in den Sofa, gab keinen Laut von sich; Frau von P . . . führte das Wort allein; der Marquis blieb eine Viertelstunde und verschwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hause. Nach Verfluß dessen zeigte er sich wieder, aber schwermutsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau von P . . . erschrak bei seinem Anblick.

„Wie sehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie diese ganze Zeit über an Ketten gelegen?“

„Schier so, bei Gott! — Aus Verzweiflung stürzt' ich mich in das abscheulichste Schlaraffenleben.“

„Wie das? Aus Verzweiflung?“

„Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.“

Mit den Worten lief er hastig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat er an ein Fenster, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf einmal vor ihr stehen, ging zur Thüre, rufte einen seiner Leute, hieß ihn wieder gehen, stellte sich aufs neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau von P . . . saß mittlerweile still an ihrem Arbeitstisch, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte sie Erbarmen mit seinem Zustand und fing an:

„Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang sieht man Sie nicht, und nun kommen Sie und sehen aus wie Einer, der dem Leichentuch entsprungen ist, und treiben sich herum wie eine Seele im Fegfeuer!“

„Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie sollen alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o, sie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, alles hab' ich angewandt, sie zu vergessen, doch umsonst! Je mehr ich sie bekämpfte, desto tiefer grub sich die Erinnerung. Dieser Engel hat mich ganz dahin — Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen.“

„Nun?“

„Es ist umsonst. Ich muß — ich muß sie wiedersehen, und Ihnen, o, nur Ihnen kann ich das zu danken haben. Ich habe meine Bedienten in fremde Kleider gesteckt — ich habe ihnen auflauern lassen. Ihr ganzer Aus- und Eingang ist in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hause und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich ihnen zu Fuß in den Weg gestellt, sie haben mich auch nicht einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt. Sie zu vergessen, bin ich auf eine Zeitlang der liederlichste Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer; und funfzehn Tage hat mich keine Messe vermißt — O, welche Gestalt, meine Freundin! wie reizend! wie unaussprechlich schön!“

Frau von P . . . war von allem unterrichtet. — „Das heißt,“ gab sie dem Marquis zur Antwort, „Sie haben alles angewandt, um gescheit zu werden, und nichts unterlassen, um ein Narr zu sein, und das letztere ist Ihnen gelungen.“

„O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verschaffen, diesen Engel wiederzusehen?“

„Die Sache will Überlegung — ich werde sie schlechterdings nicht übernehmen, Sie versprechen mir denn auf das heiligste, diese arme Unglückliche in Ruhe zu lassen und ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man sich sehr empfindlich über Ihre Zudringlichkeit gegen mich schon geäußert hat. — Wollen Sie diesen Brief ansehen?“

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände spielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das

Ansehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geschrieben. Zugleich unterließ man nicht, so viel Edles und Zärtliches, so viel Geist und Geschmack einzuweben, als nötig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf; jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung flossen aus seinen Augen.

„Gestehen Sie nun selbst, daß man nicht göttlicher schreiben kann! O Madame, ich verehre das Frauenzimmer, das so schreibt und empfindet.“

„Das ist auch Ihre Pflicht.“

„Ich will Ihnen Wort halten, ich schwöre es Ihnen; aber ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.“

„Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald als der größere Narr von uns beiden vor. Es ist nicht anders — Sie müssen eine unumschränkte Gewalt über mich haben, und das erschreckt mich.“

„Wann seh' ich sie also?“

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen Vor allen Dingen muß man es so vorbereiten, daß kein Verdacht dabei aufsteigt. Die Frauenzimmer wissen um Ihre Leidenschaft — überlegen Sie selbst, in welchem Lichte meine Freundschaft erscheinen würde, wenn sie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverstanden sei. — Aber, offenherzig, lieber Marquis, wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? ob Sie ein Thor sind oder ein Kluger? — Lösen Sie selbst Ihren Knoten auf! Die Rolle, die Sie mich wollen spielen lassen, ist wahrlich auch sehr sonderbar.“

„Ich bin verloren, meine Beste, wenn Sie mich im Stich lassen. Ich will mich selbst nicht in Anschlag bringen — ich weiß, daß es Sie nur beleidigen würde — aber bei diesen teuren, diesen guten, diesen himmlischen Geschöpfen will ich Sie beschwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie sie vor den Rasereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, das werd' ich; ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre sprengen, mit Gewalt werde ich hineintreten, ich werde mich niedersetzen, ich werde sagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich sagen will, was ich thun will? — aber in dieser Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.“

Jedes dieser Worte war ein Dolchstoß in das Herz der

Frau von P . . . Sie erstickte von Unwillen und innerlicher Wut, und mit Stottern redete sie weiter:

„Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber — Ja! wenn ich — ich mit dieser Leidenschaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt' ich eigentlich ja auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigstens Zeit lassen werde."

„Die kürzeste, die nur möglich ist."

„O, ich leide," rief die Dame, als er weg war, „ich leide schrecklich; aber ich leide nicht allein. Abscheulichster der Menschen! noch zwar ist es ungewiß, wie lang diese meine Qual noch dauert; aber ewig, ewig, ewig soll die deine währen."

Einen ganzen Monat lang wußte sie den Marquis in der Erwartung der versprochnen Zusammenkunft hinzuhalten. Während dieser Zeit hatte er volle Muße, sich abzuhärmen, zu berauschen und seine Leidenschaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte sich nach dem Vaterland, dem Herkommen, der Erziehung und den Schicksalen dieser Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und frug immer wieder, und ließ sich immer von neuem unterrichten und dahinreißen. Die Marquisin war schelmisch genug, ihn jeden Fortschritt seiner Leidenschaft bemerken zu lassen, und unter dem Vorwand, ihn zurückzuschrecken, gewöhnte sie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieses Romans, den sie ihm bereitet hatte.

„Sehen Sie sich vor," sprach sie, „das könnte Sie weiter führen, als Sie wünschen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundschaft, die Sie jetzt so unerhört mißbrauchen, weder vor mir selbst, noch vor der Welt mich entschuldigen dürfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine rasende Posse unter dem Monde zustande käme; aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte fast, daß dieses Frauenzimmer niemals oder nur unter Bedingungen Ihre wird, die bis hieher wenigstens ganz und gar nicht nach Ihrem Geschmacke waren."

Nachdem Frau von P . . . den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich zubereitet fand, kartete sie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu speisen, und mit dem Marquis redete sie ab, sie in Reisekleidern da zu überfallen, welches auch zustande kam.

Man war eben am zweiten Gang, als der Marquis sich

melden ließ. Er, Frau von P . . . und beide Aisnon spielten die Rolle der Bestürzung meisterlich.

„Madame,“ sagte er zur Frau von P . . ., „ich komme soeben von meinen Gütern an; es ist zu spät, daß ich jetzt noch nach Hause gehe, wo man sich schwerlich auf mich gerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gast zu sein.“

Unter diesen Worten holte er sich einen Sessel und nahm an der Tafel seinen Platz. Die Einteilung war so gemacht, daß er neben die Mutter und der Tochter gegenüber zu sitzen kam — eine Aufmerksamkeit, wofür er der Frau von P . . . mit einem verstohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten sich von der ersten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern, man ward sogar aufgeräumt; der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichsten Aufmerksamkeit und die Tochter mit der feinsten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der possierlichste Auftritt, die Ängstlichkeit anzusehen, mit welcher der Marquis alles vermied, was sie nur entfernt hätte in Verlegenheit setzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganzer Stunden lang gottselig schwatzen zu lassen, und zuletzt sagte Frau von P . . . zu ihm:

„Ihre Gespräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen doch nie. Wahrhaftig, Sie sind so tief in die Geheimnisse der geistlichen Liebe gedrungen, daß man vermuten muß, Sie wären Ihr Leben lang in Klöstern gewesen. — Waren Sie nie in Versuchung, ein Quietist zu werden?“

„Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame.“ —

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß unsre beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit, aller verführerischen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Kapitel von Leidenschaften, und Mademoiselle Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur Eine gefährliche gebe. Dieser Meinung stimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwischen sechs und sieben brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Versuch, sie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau von P . . . und die Mutter Duquenoi thaten den Aus-

26. Quietist, eine von dem Spanier Molinos (1640—1696) gegründete und von Frau de la Mothe Guyon (1648—1717) weiter ausgebildete, von Bossuet bekämpfte von Fenelon unterstützte katholische Sekte, die das „Stillhalten gegen Gott“ und die „uneigennützige Liebe zu Gott“ zu ihrem Lebensprinzipe machte.

spruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müsse, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewissensbissen sich endigen sollte. Beide also gingen zum großen Verdruß des Marquis nach Hause, und er sahe sich jetzt wieder mit Frau von P . . . unter vier Augen allein.

„Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas Ähnliches thäte!"

„Nein, Madame! Nein! Nein!" — und hier warf er sich ihr zu Füßen — „die ganze Welt hat Ihresgleichen nicht mehr. Ihre Großmut beschämt mich. Sie sind die einzige wahre Freundin, die auf dieser Erde zu finden ist."

„Sind Sie auch sicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren stets so beurteilen werden?"

„Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich sein, wenn ich je meine Meinung veränderte."

„Also von etwas anderm. — Wie steht's jetzt mit Ihrem Herzen?"

„Soll ich es Ihnen frei heraussagen? — Dieses Mädchen muß meine sein, oder ich bin verloren."

„Allerdings muß sie das, aber um welchen Preis, ist die Frage."

„Wir wollen sehen."

„Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne diese Leute. Der ganze Streich kann verraten werden."

Zwei Monate lang erschien der Marquis nicht wieder; unterdessen war er thätiger als je. Er hing sich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit seiner Wollust durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieser Pfaffe, verschmitzt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit seiner Lehre diesem niederträchtigen Anschlag entgegensetzte, verkaufte die Würde seines Amtes so teuer, als möglich war, und gab sich endlich für die Gebühren zu allem her, was der Marquis ihm zumutete.

Die erste Büberei, die der Mann Gottes sich erlaubte, bestand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen und dem Pfarrherrn des Kirchsprengels vorzuspiegeln, daß die Schutzergebenen der Frau von P . . . sich widerrechtlich ein Almosen zueigneten, dessen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Absicht ging dahin, ihre standhafte Tugend durch die Not aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtstuhl daran, Uneinigkeit zwischen Mutter und Tochter zu stiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, so wußte er die Verschuldungen der letztern immer größer zu machen und die Erbitterung der erstern noch mehr anzureizen. Klagte die Jüngere, so gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß die elterliche Gewalt ihre Grenzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlassen würden, so könnte die heilige Kirche für nötig finden, sie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einstweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein andermal lenkte er das Gespräch auf ihre Gestalt und behauptete, daß das gefährlichste Geschenk, so der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit sei. Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem sichern Biedermann fallen, der sich davon habe hinreißen lassen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden und auf die unüberschwengliche Langmut des Himmels gegen gewisse Menschlichkeiten, die das Erbteil des Fleisches wären — auf die gewaltige Herrschaft gewisser Begierden, denen auch die heiligsten unter den Menschen nicht ganz entlaufen könnten. Dann frug er sie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünsche sich regten? — ob sie nicht zuweilen Wallungen spürte? — ob sie nicht sichere Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannspersonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob sich ein Frauenzimmer der Leidenschaft eines Mannes widersetzen oder lieber preisgeben solle? ob es zu wagen wäre, einen Menschen sterben zu lassen, für welchen doch das kostbare Blut des Erlösers so gut als für jeden andern geflossen sei? Und diese Frage getraute er sich nicht zu beantworten. Er beschloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte seine Augen zum Himmel und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn seiner Wege gehen und hinterbrachte dies alles treulich ihrer Mutter und der Frau von P . . ., welche ihr noch immer mehr Geständnisse einbliesen, dem frommen Heiligen desto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts Gewisseres, als daß der Mann

14. sichern, s. v. a. gewissen (certain). Siehe Z. 23 „sichere Träume".

Gottes über kurz oder lang sich brauchen lassen würde, seiner geistlichen Tochter einen Liebesbrief zuzustellen, und diese Vermutung traf glücklich ein. Aber wie behutsam griff er das an! — Erst wußte er eigentlich selbst nicht, aus wessen Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in seiner Gemeine unter der Decke stecke, die, von ihrem Elend gerührt, sich würde erboten haben, ihnen Beistand zu leisten. Dergleichen Aufträge hätte er schon öfters zu übernehmen gehabt.

„Im übrigen, Mademoiselle," fuhr er jetzt fort, „werden Sie vorsichtig handeln. Ihre Frau Mutter ist eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beisein erbrechen."

Mademoiselle steckte den Brief zu sich und händigte ihn sogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau von P... überschickte. Die Marquisin, jetzt im Besitz eines unverwerflichen Zeugnisses, ließ den Beichtvater zu sich holen, wusch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang seinen Obern zu melden, wenn sie je noch ein Wort von ihm hören sollte.

Der Brief floß von lauter Lobsprüchen des Marquis, in betreff seiner eignen Person und der Mademoiselle, über. Er malte ihr darin seine Leidenschaft mit den lebendigsten und schrecklichsten Farben ab, machte ungeheure Verheißungen, sprach sogar von Entführung.

Nachdem Frau von P... dem Pfaffen den Text recht gelesen hatte, bat sie auch noch den Marquis zu sich und erklärte ihm, wie sehr sein Betragen den Mann von Ehre beschimpfe, und wie nachteilig er sie selbst mit hineinmische; dann zeigte sie ihm seinen Brief und beteuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichsten Freundschaft, die zwischen ihm und ihr bisher geherrscht hätte, sie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit selbst gegen ihn zu Hilfe zu rufen, wenn seine Verfolgungen weiter gehen sollten.

„Marquis, Marquis," setzte sie hinzu, „die Liebe macht einen schlimmen Menschen aus Ihnen. Sie müssen bösartig auf die Welt gekommen sein, weil dasjenige, was jeden andern zu großen Thaten spornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen diese armen Frauenzimmer Leides, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armut durch Schande zu verbittern? —

Weil dieses Mädchen schön ist und sich entschlossen hat, auf ihrer Tugend standhaft zu beharren, so wollen Sie ihr Verfolger sein? so wollen Sie Ursache werden, daß sie das beste Geschenk des Himmels verfluche? — Und womit hab' denn ich es verdient, daß ich eine Mitschuldige Ihrer Schandthaten sein soll? — Undankbarster der Menschen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, schwören Sie mir zu, meine unglücklichen Freundinnen von jetzt an in Frieden zu lassen!" — Der Marquis versprach, ohne Vorwissen der Frau von P . . . keinen Schritt mehr zu thun; aber dies Mädchen müsse er besitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugesagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geschichte; daher trug er jetzt kein Bedenken mehr, sich unmittelbar an sie selbst zu wenden. Er gestand die Abscheulichkeit seines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, sprach von den glänzendsten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete seinen Brief mit einem Kästchen voll der kostbarsten Steine.

Die drei Frauenzimmer hielten geheimen Rat untereinander. Mutter und Tochter schienen sehr geneigt, den Kauf einzugehen; doch dabei fand Frau von P . . . ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte sie an die ersten Artikel ihres Vertrages und drohte sogar, den ganzen Betrug zu verraten, wenn sie sich weigern würden, ihr zu gehorsamen. Zum großen Leidwesen der beiden Heiligen, der Tochter besonders, die, so langsam als sie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr so schön ließen, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend sprach, zu ihrem Eigentümer zurückwandern.

Frau von P . . . machte dem Marquis über seine Wortbrüchigkeit die bittersten Vorwürfe. Er nahm zur Entschuldigung, daß er es nicht hätte wagen mögen, sie mit einem Auftrage dieser Art zu erniedrigen. „Lieber Marquis," sagte sie zu ihm, „ich habe Sie gleich anfangs gewarnt und will es Ihnen jetzt wiederholen. Sie sind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie hinarbeiten — aber nun ist es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; das würden jetzt nur verlorene Worte sein. Für Sie ist ganz und gar keine Rettung mehr."

Der Marquis antwortete, daß seine Hoffnungen noch immer die besten wären, und er sich nur die Erlaubnis von ihr erbitte,

einen letzten Versuch noch wagen zu dürfen. — Dieser war, daß er sich anheischig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, sein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Teilen zu teilen und ihnen, solange sie lebten, eines von seinen Häusern zu Paris und ein andres auf seinen Gütern zum Eigentum einzuräumen. „Machen Sie, was Sie wollen," sagte die Marquisin, „nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtschaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, sind über jeden Krämertax erhaben. Ihr neuestes Gebot wird kein besseres Glück als Ihre vorigen — ich kenne meine Leute und unterstehe mich, für ihre Tugend zu haften."

Diese neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung der drei Frauenzimmer vor. Madame und Mademoiselle erwarteten schweigend das Endurteil aus dem Munde der Frau von P . . . — Diese ging einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saal auf und nieder. — „Nein! nein! nein!" rief sie endlich, „das ist viel zu gnädig — Nein! das ist viel zu wenig für mein wundes Herz" — und alsobald sprach sie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen sich weinend ihr zu Füßen, flehten und stellten vor, welche Grausamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das sie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau von P . . . gab mit Kaltsinn zur Antwort: „Bildet ihr euch ein, daß alles das, was bisher geschehen, etwa euch zulieb' geschehen ist? Wer seid ihr denn? Was hab' ich euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht, die eine so gut als die andre, zu eurem Handwerk zurücksende? — Ich will gern glauben, daß diese Anerbietungen für euch zu viel sind; aber für mich sind sie viel zu wenig. Setzen Sie sich, Madame! — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich sie Ihnen diktieren werde, und daß sie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe!" —

Die beiden gingen, noch bestürzter als mißvergnügt, nach Hause.

Der Marquis zeigte sich der Frau von P . . . sehr bald wieder.

„Nun," rief sie ihm zu, „Ihre neuen Geschenke?"

„Angeboten und ausgeschlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt' ich sie aus meinem Herzen reißen, diese unglücksvolle Leidenschaft, könnt' ich mein Herz selbst mit herausreißen, mir würde wohl

sein! Sagen Sie mir doch, Marquisin, finden Sie nicht kleine Ähnlichkeiten im Gesicht dieses Mädchens mit dem meinigen?"

„Ich habe Ihnen nie davon sagen mögen. — Freilich find' ich deren welche; aber davon ist jetzo die Rede nicht. Was beschließen Sie?"

„Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt der Gelust mich an, in die erste beste Postchaise mich zu werfen und dahinzueilen, soweit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick darauf verläßt meine Kraft mich. Ich bin gelähmt. Mein Kopf schwindelt. Meine Sinne vergehen. Ich vergesse, was ich bin, was ich werden soll."

„Das Reisen stellen Sie immer ein! Es verlohnt sich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heimzugehen."

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P . . ., worin er meldete, daß er nach seinem Landgut gereist wäre und sich da aufhalten würde, solang ihm sein Herz das verstattete — und worin er sie zugleich auf das inständigste ersuchte, seiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ sich bei der Marquisin absetzen. Sie war ausgefahren. Als sie wiederkam, fand sie ihn mit geschlossenen Augen, in der schrecklichsten Erstarrung auf dem Sofa ausgestreckt liegen.

„Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluft, scheint es, hat Ihnen also nicht ganz bekommen wollen?"

„O Madame, mir ist nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, sehen Sie mich entschlossen, Madame, die ungeheuerste Thorheit zu unternehmen, die ein Mann von meinen Umständen, meinem Rang, meiner Geburt, meinem Geld nur begehen kann. — Aber eher alles, alles, als ewig auf dieser Folter sein. — Ich heirate."

„Marquis! Marquis! der Schritt ist bedenklich und will Überlegung haben."

„Überlegung? — ich habe nur eine gemacht, aber sie ist die gründlichste von allen — ich kann nicht elender werden, als ich jetzt schon bin."

„Das können Sie so gewiß noch nicht sagen." —

„Nun, Madame, dies, denke ich, ist doch endlich ein Geschäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin,

besprechen Sie sich mit der Mutter, erforschen Sie das Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor!“

„Gemach, lieber Marquis! Zwar habe ich diese beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade so für sie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückseligkeit meines Freundes hinaus will, so wird er mir wenigstens erlauben, die Sache etwas näher zu besehen. Ich werde mich zuvor in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen und ihrer Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hiesigen Aufenthalts nachfolgen.“

„Eine Vorsicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt scheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück so standhaft auf Ehre hielten und meiner Verführung so beherzt widerstunden, müssen notwendig Geschöpfe der seltensten Gattung sein. Mit meinen Geschenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchsetzen müssen. — Und überdem, sagten Sie mir nicht selbst —“

„Ja doch! ja, ja, ich sagte alles, was Ihnen belieben mag; demungeachtet werden Sie aber doch jetzt so gnädig sein und mir meinen Willen lassen.“

„Und warum heiraten Sie nicht auch, meine liebe Marquisin?“

„Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?“

„Wen? — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf, Geld und ist von der besten Familie.“

„Und wer steht mir für seine Treue? — Sie vermutlich?“

„Das wohl nicht; aber bei einem Ehemann pflegt man das nicht so genau mehr zu nehmen.“

„Meinen Sie? Vielleicht aber wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachsüchtig, Marquis.“

„Nun ja doch! Rächen sollen Sie sich immer; das versteht sich am Rande. Wissen Sie was, Marquisin? Wir vier wollen dann gemeinschaftlich bei einander wohnen und den artigsten Klub von der Welt zusammen ausmachen.“

„Das alles läßt sich vortrefflich hören; aber ich heirate nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —“

„Bin doch ich nicht, Madame?“

„Jetzt kann ich Ihnen ohne Gefahr dies Bekenntnis thun.“

„Jetzt? Warum jetzt erst? Warum sagten Sie mir das nicht eher?“

„Daran habe ich sehr wohl gethan, wie die Umstände mich jetzt überzeugen. Und überhaupt — diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betrachte besser für Sie als ich."

Frau von P . . . brachte ihre Nachforschungen mit größter Genauigkeit und Eile zustande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptstadt die schmeichelhaftesten Zeugnisse von seiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er sich zu ernstlicher Überlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen sollte. Diese vierzehn Tage deuchten ihm eine Ewigkeit zu sein, und Frau von P . . . sah sich endlich gezwungen, seiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächste Zusammenkunft war bei den beiden Duquenoi; die Verlobung ging vor sich, das Aufgebot geschah, der Marquis beschenkte die Frau von P . . . mit einem kostbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erste Nacht ging nach Wunsche vorüber. Den andern Morgen schrieb Frau von P . . . dem Marquis ein Billet, worin sie ihn, eines dringenden Geschäfts wegen, auf einen Augenblick zu sich bat. Er ließ nicht lange auf sich warten. Man empfing ihn mit einem Gesicht, worauf Schadenfreude und Entrüstung mit schrecklichen Farben sich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lang.

„Marquis," sagte sie zu ihm, „es ist Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn andre meines Geschlechts sich selbst genug hochschätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden seltener sein. Eine edle Frau hat sich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben sie nicht zu erhalten gewußt — ich bin diese Frau. Aber sie hat vergolten, Verräter, und dich auf ewig mit einer verbunden, die deiner würdig ist. Geh von hier aus quer über die Straße nach dem Gasthof zur Stadt Hamburg — dort wird man dir ausführlicher von dem schändlichen Gewerb zu erzählen wissen, das deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Mademoiselle Aisnon getrieben haben."

Keine Beschreibung erreicht das Entsetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden sank. Seine Sinne verließen ihn — aber seine Unentschlossenheit dauerte nur so lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hause; er schweifte in den Straßen

umher. Seine Gemahlin und seine Schwiegermutter fingen an zu argwöhnen, was etwa geschehen war. Auf den ersten Schlag, der an die Thüre geschah, entsprang die letztere in ihr Zimmer und schob beide Riegel vor. Nur seine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Gesicht verkündigte die Wut seines Herzens, als er hereintrat. Sie warf sich zu seinen Füßen, stieß mit dem Angesicht auf den Boden des Zimmers und gab keinen Laut von sich.

„Fort, Nichtswürdige!" rief er fürchterlich; „fort von mir!"

Sie versuchte, sich aufzurichten; aber ohnmächtig stürzte sie auf ihr Angesicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden gespreitet.

„Gnädiger Herr," sagte sie zu ihm, „stoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir, was Sie wollen; aber Gnade, Gnade für meine Mutter!"

„Hinweg!" rief er abermal. „Fort, Verfluchte, aus meinen Augen! — Ist es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckst? Willst du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden?" —

Das arme Geschöpf beharrte unbeweglich und stumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Sessel, den Kopf zwischen beide Arme geworfen und mit halbem Leib zu den Füßen seines Bettes hingesunken, und brach zuweilen, ohne sie anzusehen, in ein gebrochenes Heulen aus: „Hinweg von mir, sag' ich!" — Das Stillschweigen dieser Unglücklichen, die noch immer wie in toter Erstarrung lag, erschöpfte seine Geduld. „Entferne dich!" rief er lauter und schrecklicher, bückte sich zu ihr nieder und war im Begriff, ihr einen grausamen Schlag zu geben. — Doch indem fand er, daß sie ohne Bewußtsein und beinah ohne Leben lag. Er faßte sie um die Mitte des Leibes, legte sie auf ein Kanapee und betrachtete sie eine Zeit lang mit Augen, aus welchen wechselsweis Wut und Mitleiden hervorbrachen. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein. Man rief ihre Weiber.

„Nehmt eure Frau zu euch," sagte er diesen; „ihr ist etwas zugestoßen. Führt sie auf ihr Zimmer und springt ihr bei!" — Bald darauf schickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen Man bracht' ihm die Nachricht, daß zwar ihre erste Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die so häufig kämen und so lange anhielten, daß man Ursache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf schickte er, so heimlich wie das erste Mal, wieder. Sie lag in schrecklichen Beängstigungen, zu welchen sich ein gichterischer Schlucken gesellte,

der von der Gasse herauf gehört werden konnte. Als er das dritte Mal schickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß sie sehr viel geweint habe, und die übrigen Zufälle sich nach und nach zu legen anfingen.

Jetzt ließ er anspannen und verschwand vierzehn Tage lang, daß kein Mensch um seinen Aufenthalt wußte. Vor seiner Abreise hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Notwendigsten versehen wurden, und seine Dienerschaft hatte Befehl, der Mutter wie ihm selbst zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abwesend war, wohnten die beiden, beinahe ohne sich zu sprechen, in der traurigsten Verstimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen oder fing plötzlich laut zu schreien an, rang die Hände, raufte sich die Haare aus, daß selbst ihre Mutter es nicht wagen durfte, sich ihr zu nähern und ihr Trost zuzusprechen. Diese zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigste Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung.

Tausendmal rief sie: „Kommen Sie, Mama, lassen Sie uns fliehen, lassen Sie uns vor seiner Rache uns schützen!“ — Tausendmal widersetzte sich die Alte und erwiderte: „Nicht doch, mein Kind! Laß uns bleiben, laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird! Umbringen kann uns dieser Mensch doch nicht.“ — „O, daß er's möchte!“ rief jene wieder, „daß er's längst schon gethan haben möchte!“ — „Schweig,“ sagte die Mutter, „und hör' einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern.“

Der Marquis kam zurück und schloß sich in sein Kabinett ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an seine Frau, den andern an seine Schwiegermutter schrieb. Die letztere reiste noch an eben dem Tag in ein Kloster ab, wo sie nicht lange darauf starb. Die Tochter kleidete sich an und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er sie beschieden hatte. An der Schwelle sank sie auf die Knie. Er befahl ihr, aufzustehen. Sie stand nicht auf, sondern wälzte sich in dieser Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet, und ihre Augen, die von Thränen flossen, begegneten den seinigen.

„Ich sehe, gnädiger Herr,“ rief sie schluchzend aus, „ich sehe es, Ihre Wut ist besänftigt, so gerecht sie war. Ich unterstehe mich, zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber

nein! — Übereilen Sie sich nicht! — So viele tugendhafte Mädchen wurden lasterhafte Frauen; lassen Sie mich versuchen, ob ich ein Beispiel des Gegenteils werden kann. Noch bin ich es nicht würdig, die Ihrige zu sein; aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht! Lassen Sie mich ferne von Ihnen wohnen; seien Sie wachsam auf meinen Wandel und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unaussprechlich glücklich werd' ich sein, wenn Sie sich's nur zuweilen gefallen lassen wollen, daß ich vor Ihnen erscheinen darf. Nennen Sie mir einen düstern Winkel in Ihrem Hause, den ich bewohnen soll, ohne Murren will ich dort gefangen sitzen. — Schwachheit, Verführung, Ansehen, Drohungen haben mich zu dieser schimpflichen That hingerissen; aber lasterhaft bin ich niemals gewesen. — Wär' ich das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jetzt wagen, Sie anzusehen, wagen, mit Ihnen zu reden! — Könnten Sie in meiner Seele lesen, könnten Sie sich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen ferne von meinem Herzen sind, wie abscheulich mir die Sitten derer sind, die ich einst meinesgleichen nannte! — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt; aber mein Herz hat sie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelassen, nur ein Wort hätt' es mir gekostet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entscheiden Sie nach Gefallen über mich! Rufen Sie Ihre Bedienten! Lassen Sie mir diesen Schmuck, diese Kleider abreißen! Lassen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen! Alles, alles will ich leiden. Welches Schicksal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einsamkeit auf dem Lande, die Stille eines Klosters werden mich Ihren Augen auf ewig entreißen. Befehlen Sie, und ich gehe! Ihre Glückseligkeit ist noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergessen."

„Stehen Sie auf!" rief der Marquis mit sanfter Stimme, „ich vergebe Ihnen; stehen Sie auf! Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre das, so bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören sollen. Denken Sie stets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es selbst zu werden. Seien Sie edel und gut — seien Sie glücklich, und sorgen Sie dafür, daß auch ich es werde! Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie sind

nicht an Ihrer Stelle, Marquisin, stehen Sie auf! — — Steh auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!"

Während daß der Marquis das sagte, lag sie noch immer, den Kopf auf seine Knie gebeugt, ihr Gesicht in seinen Händen verborgen. Aber auf den Namen seiner Gemahlin sprang sie lebhaft auf, warf sich ihm um den Hals und drückte ihn mit wütender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ sie von neuem ihn los, stürzte zur Erde und war willens, seine Füße zu küssen.

„Was wollen Sie?" unterbrach er sie sehr bewegt. „Habe ich Ihnen nicht schon alles vergeben? Warum glauben Sie mir denn nicht?"

„Lassen Sie, lassen Sie!" gab sie zur Antwort. „Ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben."

„Bei Gott!" rief der Marquis, „ich fange an, zu mutmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Diese Frau von P . . . hat mir Verdruß und Leiden zugedacht; aber ich sehe ein, sie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin! Kleiden Sie sich an, unterdessen daß ich Anstalten zu unsrer Abreise mache. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir so lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat."

Drei ganzer Jahre lang lebten sie ferne von Paris — das glücklichste Ehepaar ihrer Zeiten.

Leser oder Leserin — ich sehe dich bei dem Namen der Frau von P . . . unwillig auffahren; ich höre dich ausrufen: „Welche abscheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin!" — Keine Aufwallung, lieber Leser, keine Parteilichkeit! — Laß die Wage der Gerechtigkeit entscheiden!

Schwärzere Thaten, als diese war, geschehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Absicht und Seele. Hassen und fürchten kannst du die Marquisin, doch verachten wirst du sie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache; aber Eigennutz befleckte sie nicht. Hätte diese Dame eben das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte sie ihre Tugend einem Staatsminister oder auch nur seinem ersten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte sie sich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlassen, das alles würdest du sehr natürlich finden, die Allgewalt der Gewohnheit spräche dafür. Aber jetzt —

jetzt, da sie an einem Treulosen Rache nimmt, empören sich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für diese Handlung zu weich ist — weil du es der Mühe nicht wert achtest, in die Tiefe ihres Kummers hinabzusteigen, weil du zu stolz bist, weibliche Tugend anzuerkennen, findest du ihre Ahndung abscheulich. Hast du dich auch wohl erinnert, welche Opfer sie ihrem Liebling gebracht hatte? — Ich will nicht in Anschlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die seinige war, daß er Jahre lang ihre Tafel genoß, Jahre lang in ihrem Hause wie in dem seinigen aus- und einging. — Vielleicht spottest du darüber — aber sie hatte sich zugleich nach allen seinen Launen geschmiegt, hatte seinem Geschmacke sklavisch gehuldigt; ihm gefällig zu sein, hatte sie den ganzen Plan ihres Lebens zerstört. — Ganz Paris sprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jetzt war sie, ihm zu Lieb', zu dem gemeinen Haufen heruntergestürzt Jetzt murmelte die Verleumdung sich in die Ohren: „Endlich ist diese P . . . , dieses Wunder der Welt, geworden wie unsereine!" —

Sie hatte dieses höhnische Lächeln mit ihren Augen gesehen, diese Schmähreden mit ihren Ohren gehört und oft genug mit Schamröte den Blick zur Erde geschlagen. Jede Bitterkeit hatte sie verschlungen, welche die Lästerung für eine Frau in Bereitschaft hat, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laster um so sichtbarer machte — Sie hatte das laute Gelächter ertragen, womit sich der mutwillige Haufe an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktschreierisch an alle Pfeiler schlagen — stolz und empfindlich, wie sie war, hätte sie lieber in toter Dunkelheit ihr Leben hinweggeseufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt betreten, wo ihre verscherzte Ehre nur schadenfrohe Lacher, ihre verschmähte Liebe nur peinigende Tröster fand. Sie näherte sich einer Epoche, wo der Verlust eines Liebhabers nicht so schnell mehr ersetzt wird — ein Herz wie das ihrige konnte dieses Schicksal nur in gramvoller Einsamkeit ausbluten.

Wenn ein Mensch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederstößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß sie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräter ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft? Wahrlich, lieber Leser, du bist ebenso streng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig bist. „Aber," wirfst du ein, „nicht die Rache selbst, nur die Wahl der Rache find' ich so verdammenswert. Mein Gefühl sträubt sich gegen ein so weit-

läuftiges Gewebe durchdachter Abscheulichkeit, gegen diese zusammenhängende Kette von Lügen, die beinahe schon ein Jahr durchdauert." — Also der ersten augenblicklichen Aufwallung vergiebst du alles? Wie nun aber, wenn die erste Aufwallung einer Frau von P . . . und einer Dame ihres Charakters ihr ganzes Leben lang währte? Ich sehe hier nichts als eine Verräterei, die nur weniger alltäglich ist; und willkommen sei mir das Gesetz, welches jeden gewissenlosen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern!

Diderots ganze Beredsamkeit wird dennoch schwerlich den Abscheu hinwegräsonnieren, den diese unnatürliche That notwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieser Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die schmucklose Eleganz der Beschreibung haben mich in Versuchung geführt, eine Übersetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigentümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze ist aus einem (soviel ich weiß, in Deutschland noch unbekannten) Aufsatz des Herrn Diderot: Jakob und sein Herr oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim besitzt die Originalschrift, und seiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieser Thalia Gebrauch davon machen durfte.

---

5. Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Im Jahr 1547.

Indem ich eine alte Chronik vom sechzehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politia Christiana gestae ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Soeffing, Th. D. Rudolst. 1676), finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als Einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a Fr. Melch. Dedekindo 1738, finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in Spangenbergs Adelspiegel, T. I, Bd. 13, S. 445, nachschlagen.

23 f. Der Teutsche Merkur vom Jahre 1788, Oktober 1788, S. 79—81. Unterzeichnet: S. Der erste Absatz fehlt in den gewöhnlichen Ausgaben. — 26 f. Vgl. die Note am Schluß dieses Aufsatzes. — 32. Das zuletzt erwähnte Werk scheint Schiller nicht selbst gelesen zu haben, sondern nur aus dem Citat bei Söffing zu kennen. Statt 1676 muß es heißen: 1670, und statt 445: 455.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Se. Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben

7 f. Sie besaß nach dem Tode ihres Gemahls Blankenburg und Rudolstadt als Leibgedinge.

hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen,“ antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte — „Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingungen es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen

erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII, darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Kaspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweitenmal in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn auf die Bitte der Saalfelder heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im achtundfünfzigsten Jahr ihres Lebens und im neunundzwanzigsten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

---

3. Heinrich XXXVII., vielmehr: Heinrich XXXII. — 16ff. Söffing, in erwähntem Werke, S. 222: „Apud Goldastum extat epistola consolatoria, quam ad Joh. Frid. Electorem Captivum scripsit M. Caspar Aquila, qui etiam adversus librum Interimisticum scripsit animose. De hoc M. Aquila Spangenberg in Adel-Spiegel fol. 423 scribit. Als dieser fromme Christliche Lehrer Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, wegen beschwerlicher Verleumdung an keinem Ort seines Lebens sicher war, hat Frau Catharina, Fürstin von Henneberg, Graff Heinrich's zu Schwartzburgk Wittbe, zu Rudolstadt denselben eine gute Zeit heimlich verborgen und unterhalten, wie sie auch sonst vertriebenen Predigern dazumal alle Christliche Beförderung gethan." — 22f. Söffing S. 86: „Henricus comes Schwartzburgicus Senior duxit Catharinam Hennebergicam principem comitissam piam, beneficam, Anno 1567 denatam, et in templo Rudolphopolitano prope altare sepultam, cum hac inscriptione: Illustri et Generosae Comiti Catharinae, Stirpe Hennebergiaca, conjugi et viduae Henrici Senioris comitis in Schwartzburgk, Arnstadt, et Sondershausen piorum in Christo Alumnae Genetrici socruique suae dilectissimae Beatam in Christo resurrectionem optant Wolrad et Anastasia Comites conjuges in Waldecken. Defuncta 7. Idus Novembr. Anno 1567. Phil. 1." Schiller fand das Söffingsche Werk in der Bibliothek des Herrn von Ketelhodt in Rudolstadt, der mit der Familie Lengefeld befreundet war. Es heißt in demselben ad annum 1549 S. 199ff.: „De transitu exercitûs Carolini Anno 1547. facto refert CL. M. Waltherus in epicedio B. Soceri sui, quod Catharina Hennebergo Svvartzburgica Ducem de Alba ad pecudes a cohortibus Caesareanis abductas colonis Hasellanis reddendas animose coëgerit strategemate muliebri, de quo Cyr. Spangenberg in Adelspiegel part. I. l. 13. fol. 455. zum Beschluß wil noch eine mannliche beherzte That einer

6. Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geschichte.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Lichte gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch

Deutschen Fürstin erzehlen, wie ich die aus derselben eigen Munde Anno 1552 gehöret. Im Smalkaldischen Kriege Anno 1547 hat sich's zugetragen, als Kaiser Karl wieder aus Sachsen durch Thüringen nach dem Francken- und Schwaben-Land gezogen, mit den beyden gefangenen Fürsten Hertzog Joh. Friedrichen, Churfürsten zu Sachsen, und Landgraff Philipsen zu Hessen, daß die Gräffin von Schwartzburgk zu Rudolstadt Frau Catharina, geborne Fürstin von Hennebergk Witbin, für ihre arme Unterthanen Salvaguardie ausgebracht, damit dieselbe an Vieh und Gütern unbeschädiget bleiben möchten. Hat dargegen sich erboten, damit auch Rudolstadt unbeschwert bleiben möchte, um ziemliche Bezahlung Brodt und andere Speiß und Tranck heraus an die Saalbrücke zur Nothdurfft zu verschaffen, wie denn auch geschehen. Doch hat sie die Brücke einen guten Weg weiter von dem gewöhnlichen Ort von der Stadt am Wasser hinab über die Saal schlagen lassen. Mittlerweile haben ihre arme Leute, was ihnen sonst lieb, auffs Schloß Rudolstadt aus dem Wege geflehet [geflüchtet]. Im fürüber Zuge haben Hertzog Heinrich von Braunschweig beneben seinen Söhnen und der Duc de Alba an gedachte Gräffin werben lassen, das Morgen-Brodt bey ihr zu nehmen. Darauff sie zur Antwort geben, sie wolte thun, was ihr Vermögen, sie würden vorlieb nehmen, und auch die Verschaffung thun, daß ihre armen Leute der Salvaguardie geniessen möchten. Hierauff sind gedachte Herren zu ihr auff das Hauß kommen; Unter der Mahlzeit aber komt ihr die Botschafft, daß die Spanier in etlichen Dörffern ihren armen Leuten das Vieh mit Gewalt genommen und davon getrieben, welches sie hefftig bewegt, wie sie denn auch ein großmütig Weib gewesen, derowegen heimlich befohlen, Thor und Pforten wol in acht zu nehmen. Ist darnach wieder zu den Fürsten in das Gemach, da sie Mahlzeit gehalten, gangen und mit bewegten Gemüt geklagt, wie es ihren armen Leuten ergehe, dessen die Herrn endlich gelachet, und gesaget, daß in dergleichen Zügen ein solches nicht allezeit so gar könnte vorkommen [verhindert] werden; Darüber sie unmutig worden, und begehret, sie wolten daran seyn, daß ihre armen Leute ihr Viehe wieder bekommen möchten, oder es müste Fürsten Blut gelten. Hat auch darauff ihre gewapnete Leute ins Gemach hinein treten und auffwarten heissen. Dessen denn der Duc de Alba nicht wenig erschrocken, der Hertzog von Braunschweig aber sich nichts merken lassen, sondern solches alles zum besten gedeutet, als einer solchen Landesmutter, die sich ihrer armen Leute mit Ernst annehmen, und nicht gern verderbt wissen wolte, sie freundlich angeredet, sie solte sich zufrieden stellen, der Sachen solte bald Rath geschaffet werden. Als nun uff Befehl das Vieh zurück kommen, und den Bauern wieder worden, hat sie den Fürsten zum höchsten gedancket, Hertzog Heinrich hat dieses ernsten Schertzens hernach wol lachen müssen, auch die Gräffin darinnen gelobet, und sind also endlich mit Friede in guten von einander geschieden." Die Schrift von Waltherus, Epicedium B. Soceri sui, die Söffing hier anführt, ist identisch mit der von Schiller oben S. 48 erwähnten Mausolea manibus Metzelii posita, deren Verfasser nicht Dedekind, sondern Waltherus ist. Dedekind ist eine von den verstorbenen Personen, denen diese Mausolea gelten. Schillers Irrtum beweist, daß er die Schrift wirklich in Händen gehabt hat.

1 f. Thalia, zweites Heft, 1786, S. 20—58, unter dem Titel: „Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte", mit der Unterzeichnung †.

zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und ebendieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen sein, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnt. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände!

Von dieser Seite betrachtet läßt sich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermute ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemütsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnt, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, sowie in der, wo er dafür büßt, Mensch war wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft als das unsrige, dessen Wille andern Regeln gehorcht als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewußtsein ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt, eine solche Ähnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu sein, muß sich mit einem armseligen Verdienste um unsere Neugier begnügen. Soll sie uns mehr sein und ihren

großen Endzweck erreichen, so muß sie notwendig unter diesen beiden Methoden wählen — entweder der Leser muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiß, daß von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Altertums manche sich an die erste Methode gehalten und das Herz ihres Lesers durch hinreißenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republikanische Freiheit des lesenden Publikums, dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Grenzengerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschließend und eigentümlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden wie der Leser, oder, was hier ebenso viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in Einer Wiege beisammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vorteile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene

herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger stattfindet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appellieren? ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausspruch des Lesers nicht vorgreifen. Unsere Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit, und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirts in einer ... schen Landstadt (deren Namen man, aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muß) und half seiner Mutter, denn der Vater war tot, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirtschaft besorgen. Die Wirtschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klage über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich und beredete sich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Beteuerungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Außenseite geltend zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirtschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend,

23. eine plattgedrückte Nase, vgl. „Räuber", 1. Akt, 1. Scene (III, S. 17, Z. 1 f.): (Franz Moor.) Warum gerade mir die Lappländersnase? gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Hottentottenaugen?

seinem zerrütteten Hauswesen durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauer zu vertauschen und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserem Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung; er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vorteil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirtshaus — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Übertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden

Robert triumphierte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze, Not und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes; denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erscheint:

9. Hannchen, ihr eigentlicher Name war: Christine Müller. (Sonnenwirtle S. 6.)

man flieht ihn. Die dringende Not hat endlich seinen Hochmut gebeugt und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorene Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens; aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und Wolf ward verurteilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Festung," sagte er, „als ein Verirrter und verließ sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir teuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu dreiundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder, und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte; aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk und verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und

wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedaurung, und diese mußte ich mit dem letzten Überrest meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt; denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Turmes pfeifte, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Haß allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, hab' ich redlich gehalten.

„Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchturm von weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einem Mal aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte; denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt ebenso sehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbeihüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Festung

mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halb laut zu mir selbst, und doch meidet er mich wie ein schändliches Tier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer als dreijähriger Galliotendienst; denn ich hatte ihm Gutes gethan und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

„Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. 'Sonnenwirt!' schrie sie laut auf und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. 'Du wieder da, lieber Sonnenwirt! Gott sei Dank, daß du wiederkömmst!' Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnte schnell, was hier geschehen sein möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich erraten, daß Garnison in dem Städtchen lag. 'Soldatendirne!' rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch Ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

„Meine Mutter war tot. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich wie einen Giftigen; aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermutete.

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten; aber ich hatte

den Mut verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

„Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, so viel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also faßte ich den Vorsatz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Notwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein Erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr; denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt Ich forsche genauer und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel ge=

geben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuß läge und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft; aber die Rache gewann's, und der Jäger lag tot am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schusse . . . . . Mörder . . . . stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich 'Mörder' sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Toten; ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. 'Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!' sagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an seltsam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres als mich unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu mutmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein, wohl aber eine — ich weiß nicht welche — verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt

12 f. Im „Sonnenwirtle" (S. 14) wird die Geschichte seines ersten Mordes (denn in Wahrheit hat er noch einen zweiten begangen) in folgender Weise erzählt: „In dem Ebersbacher Walde stand der Sonnenwirtle sechs Tage später auf ein Stück Wild an und sah auf der angrenzenden Wiese zwei Männer mit Mähen beschäftigt. Bald erkannte er den Fischerhans, einen seiner Verfolger. Obgleich er nun den Müller Bach lieber sich gegenüber gesehen hätte, weil er diesen noch mehr als jenen haßte, so legte er doch die Büchse auf denselben an und streckte ihn nieder. 'Du verfluchter Hund!' rief der Getroffene, den Thäter erkennend, und wankte dem Dorfe zu, wo er aber alsbald starb."

sei. Auf mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Tote im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtnis war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alledem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Mut, nach dem Platz umzuwenden, wo der Tote lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben da ich beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten sein.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte und dort an die Grenzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich atemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an mir vorüber und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht und einer gewaltsamen Entleibung war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu

bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig, zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her ‘Halt!’ rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stak. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

‘Wer da?’ sagte diese Erscheinung.

‘Deinesgleichen’, war meine Antwort, ‘wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst!’

‘Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?’

‘Was hast du hier zu fragen?’ versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — ‘Du sprichst brutal wie ein Bettler’, sagte er endlich.

‘Das mag sein. Ich bin’s noch gestern gewesen.’

„Der Mann lachte. ‘Man sollte darauf schwören’, rief er, ‘Du wolltest auch noch jetzt für nichts Bessers gelten!’

‘Für etwas Schlechteres also’ — Ich wollte weiter.

'Sachte, Freund! Was jagt dich denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?'

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam: 'das Leben ist kurz', sagte ich langsam, 'und die Hölle währt ewig'.

„Er sah mich stier an. 'Ich will verdammt sein', sagte er endlich, 'oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift.'

'Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad!'

'Topp, Kamerade!' — schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urteile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine und frischer Mut in mein Herz und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur angetroffen, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worein ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt; ich that ein Gleiches.

'Dein Trunk hat mir wohl gethan', sagte ich. 'Wir müssen bekannter werden'.

„Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

'Treibst du das Handwerk schon lange?'

„Er sah mich fest an. 'Was willst du damit sagen?'

'War das schon oft blutig?' Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

25. Vgl. Räuberlied („Räuber" 4. Akt, 5. Scene [III, S. 106, V. 5ff.]):
„Und haben wir im Traubensaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Mut und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderschaft,
Der in der Hölle bratet."

'Wer bist du?' sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.

'Ein Mörder wie du — aber nur erst ein Anfänger.'

„Der Mensch sah mich steif an und nahm seine Pfeife wieder. 'Du bist nicht hier zu Hause?' sagte er endlich.

'Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirt in L . . ., wenn du von mir gehört hast.'

„Der Mann sprang auf wie ein Besessener. 'Der Wildschütze Wolf?' schrie er hastig.

'Der Nämliche.'

'Willkommen, Kamerad! Willkommen!' rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. 'Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirt! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.'

'Auf mich gerechnet? Wozu denn?'

'Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen.'

„Der Mann wurde hitzig — 'Weil du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Äckern und Feldern füttert, haben sie dich jahrelang im Zuchthaus und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirtschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll als ein Hase? Sind wir nicht besser als das Vieh auf dem Felde? — und ein Kerl wie du konnte das dulden?'

'Konnt' ich's ändern?'

'Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kömmst du denn jetzt, und was führst du im Schilde?'

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. 'Komm, Bruder Sonnenwirt', sagte er, 'jetzt bist du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!'

'Wo willst du mich hinführen?'

'Frage nicht lange! Folge!' — Er schleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns

sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf; wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zwote Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hieß er warten, bis er wiederkäme. 'Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen', setzte er hinzu; 'du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreißen.' Damit ging er.

„Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschließe diese Flucht — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: 'Was hat ein Mörder zu wagen?' — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgetürmt wie ein Fels und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen sollte. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. 'Hier, Kameraden', sagte mein Führer und stellte mich mitten in den Kreis. 'Unser Sonnenwirt! heißt ihn willkommen!'

'Sonnenwirt!' schrie alles zugleich, und alles fuhr auf und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich; Vertrauen, Achtung sogar erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die

Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der Auftritt war wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem wert ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort und nötigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und alles wetteiferte, seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts; aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarete, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen und konnte kaum fünfundzwanzig sein. Sie sprach sehr frech, und ihre Gebärden sagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheiratet, aber einem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarete kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor; aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen.

'Du siehst, Bruder Sonnenwirt', fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, 'du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?'

'Jeder Tag wie der heutige!' wiederholte die ganze Bande.

'Kannst du dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag ein und sei unser Anführer! Bis jetzt bin ich es gewesen; aber dir will ich weichen. Seid ihr's zufrieden, Kameraden?'

„Ein fröhliches Ja antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt, von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben

für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wütendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß kostete mich wenig. 'Ich bleibe bei euch, Kameraden', rief ich laut mit Entschlossenheit und trat mitten unter die Bande; 'ich bleibe bei euch', rief ich nochmals, 'wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet!' — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen; ich war erklärter Eigentümer einer H*** und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Teil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe heruntersank, mußte sich endlich alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirts wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehilfen mußten aussprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der Distrikt, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch

9. „Sonnenwirtle" S. 11: „Selten hatte bis jetzt der Sonnenwirtle bei seinen Diebstählen einen Gehilfen genommen, sondern dieselben meistens allein auf eigene Rechnung und Gefahr ausgeführt. Jetzt wurde es anders. Kurz vor Pfingsten 1757 traf er in dem Wäschenbeurer Forst eine Gesellschaft um ein Feuer versammelt, an welchem dieselbe sich Braten von einem frisch geschlachteten Schweine zubereitete. Bald hatte man gegenseitige Bekanntschaft gemacht, und groß war die Freude auf jener Seite, den Sonnenwirtle kennen gelernt zu haben, groß die Achtung und Zuneigung, die man ihm zollte. Die saubere Gesellschaft bestand aus einer Mutter, zwei Söhnen, Melchior und Joseph, zwei Töchtern, Christine und Margarete, und der Magd Katharine." S. 12: „Der Sonnenwirtle erkor sich nun die Gaunerin Christine (Schettinger) zur Lebensgefährtin, nachdem sein Weib in Verhaft genommen war. So kam er denn in die Verwandtschaft der ärgsten Gaunerfamilie." — 20. „Für den lebenden Sonnenwirtle 100 Thaler, für seinen Kopf 50 Thaler." (Ebendaselbst S. 22.) — 23 f. Ebendaselbst S. 3: „Er konnte mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Schoß man Kugeln gegen ihn ab — o, die fürchtete er nicht: denn er fing sie mit der Hand auf, oder wendete er sie mit derselben von sich ab und gab ihnen eine beliebige Richtung. Kam er in Gefahr, gefangen zu werden — und das war öfters der Fall – so machte er sich geschwind unsichtbar, oder versteckte er sich als Fliege hinter irgend einem Gegenstande, oder verkroch er sich als Maus, oder schlüpfte er geschwind in eine Flasche, oder rannte er als Pudel davon, wie es ihm eben gerade am besten schien. Solche übernatürliche Kräfte schrieb das abergläubische Volk dem Sonnenwirtle zu, weil er sich aus manchen Verlegenheiten auf höchst merkwürdige Weise zu retten wußte."

weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Überflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wüteten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verrieten, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur und fand niemand als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war; ruhigere Schwermut trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte

10 ff. „Sonnenwirtle" S. 32: „Schon seit Christinens Gefangenschaft hatte des Sonnenwirtles Mut bedeutend abgenommen; Zaghaftigkeit that sich dafür kund, und sein bisheriges Leben und Treiben war ihm oft ganz entleidet, da er wenig gute Tage gehabt, auch von Hunger, Kälte und Strapazen entsetzlich viel erlitten hatte."

er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben und fürchte den Tod nicht; aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Teil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel sein für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Anteil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urteilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu er-

bitten, so schenken Sie mir das Leben! Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet sein. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige! ich muß das Meinige thun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zwote und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich; er faßte also den Entschluß, aus dem Lande zu fliehen und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirt geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagere Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rate gezogen war, kontrastierte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wütende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er sich seines Zügels versicherte. Wolf war auf Fälle dieser Art vorbereitet und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er unlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte.

7 ff. „Sonnenwirtle" S. 31: „Dagegen hatte er den Plan, den Herzog Karl von Württemberg, der durch Mergentheim kommen sollte, persönlich um Begnadigung zu bitten; allein er wartete dort vergebens auf den Herzog, da dieser einen andern Weg eingeschlagen hatte."

Aber dieses einzelne Zeugnis war nicht genug, eine vierzigjährige Observanz umzustoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war genötigt, ihm nach dem Amthaus zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit und liebte besonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken und schickte einen Sekretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirt vor dem Amthaus; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens scharenweis um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselsweise auf das Roß und den Reiter; der Mutwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sei in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei seines Passes verraten und diese Einladung nur die Schlinge sei, ihn lebendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf, er giebt seinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand.

„Ein Spitzbube!" ruft alles, und alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen atemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kömmt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieser

Schuß," ruft er, „soll dem Tollkühnen, der mich halten will" — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause – ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen und im Triumphe nach dem Amthaus zurückgeschleppt.

„Wer seid Ihr?" frägt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet."

„Wer sind Sie?"

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden."

„Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie?"

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu sein."

„Sie drohten, Feuer zu geben."

„Meine Pistole war nicht geladen." Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?"

„Weil ich Sachen von Wert bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirt gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll."

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen."

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben."

„Man führe ihn nach dem Turm!"

„Nach dem Turm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es giebt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern."

„Ich werde sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertigt sind."

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig sein; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschwornen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ."

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen."

„Unsere Gesetze sind strenge, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht freigeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte."

„Wenn ich nun nichts wüßte?"

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung."

„Und dann?"

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepeitscht zu werden oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen."

Er schwieg einige Minuten und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein sein?"

Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?"

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständnis gebracht; denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand."

„Wo will das hinaus?"

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden?"

„Mein Herr — Wozu soll das?"

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie

33. Vgl. „Don Karlos" V, 7 (IV, S. 333, V. 4947 ff.): (Lerma.)
Seien Sie
Ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
Auch Leiden kennen lernen.

Menschen nicht versagen. — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was ist das? Sie erschrecken mich.“

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst aus freier Wahl mein Verräter war — daß ihm Gott einmal gnädig sein werde, wie er jetzt mir es sein wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirt.“

---

7. Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte.

Aloysius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***schen Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wußte G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern und über alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte

4 ff. „Sonnenwirtle“ S. 33: „In der ersten Nacht seiner jetzigen Gefangenschaft hatte er einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen; das Ergebnis desselben war, daß er beschloß, sich gleich im ersten Verhöre dem Richter nach Namen und Thaten ganz zu offenbaren. Dieser war daher aufs äußerste überrascht, als der vorgeführte Gefangene sich vor ihm entlarvte mit den Worten: ‘Ich sehe nun schon, daß ich der Obrigkeit in die Hände gefallen bin, und daß die Verleugnung meiner Person und meiner Verbrechen meine Verschuldung vor Gott und Menschen nur vergrößern würde. Ich will deshalb meine Sünden unserem Herrn Gott demütiglich abbitten, den Landesfürsten um eine gnädige Strafe anflehen und hiemit frei bekennen, daß ich der sogenannte Sonnenwirtle bin.’“ — 10 f. „Der Teutsche Merkur“, Januar 1789, S. 52—71. Mit der Unterzeichnung: **l**. — 12. von G***, Philipp Friedrich Rieger, später von Rieger; vgl. II, S. 120. — 13. ***schen, württembergischen.

seine Beharrlichkeit besiegen. Den Wert dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und Herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere stifteten in kurzem ein Verhältnis zwischen beiden, das alle Stärke von der Freundschaft und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß. G*** flog von einer Beförderung zur andern; aber diese äußerlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbeter, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zweiundzwanzig Jahr alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichsten sonst ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schoß müßiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er sich Mut und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rat und Minister und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Ämter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe emporgestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu ge=

22. Ringe des Vergnügens, vgl. Sterne, Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Aus dem Englischen übersetzt [von Bode]. 4. Aufl. Bd. 1, Bremen 1776, S. 131: „Ich ging mit langsamen Schritten, mit meinem bestäubten schwarzen Rocke, nach dem Fenster und sah durchs Fenster die ganze Welt in Gelb, Blau und Grün nach dem Ringe des Vergnügens rennen ... (running at the ring of pleasure) ... die Alten mit gebrochnen Lanzen und Helmen, wovon das Visier verloren gegangen ... die Jungen in Waffen, schimmernd wie Gold, bebuscht mit allen buntfarbigen Federn beider Indien ... Alle ... Alle stießen darauf zu, wie die Ritter mit verbundenen Augen in den alten Turnierspielen um Ruhm und Liebe.“ (Goedeke) Desselben „Tristram Shandy“ (übers. von Bode, 1774, VII, S. 143): „Ihre Schäfer bereiteten sich zu einem Wetterennen — — Sie laufen nach dem Ringe des Vergnügens, sagt' ich.“

nießen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verließ ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demutsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmut, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuten durften; aber seine Feinde mochten zittern; denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maß hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes, huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes, gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Neider in ebenso viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein piemontesischer Graf, Joseph Martinengo, von der Suite des Fürsten, den G*** selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, sobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen, so hielt er sich desselben durch Furcht sowohl als durch Dankbarkeit versichert und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen Le Grand zum Spielzeug überließ. Aber ohne diesen Fehler mit Richelieus Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem

25. Joseph Martinengo, Graf Samuel Friedrich von Montmartin, aus einer französischen Emigrantenfamilie.

verschlageneren Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nun entübrigt sei, war Martinengo vielmehr aufs sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu sein, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen und sich diesem nach und nach notwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüt seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehilfen bedarf als auf dem Wege des Lasters, und daß nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt als eine Mitwissenschaft geheimgehaltener Blößen, so weckte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden, und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimnis ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem andern teilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des letztern entging; aber G*** war seines eigenen Wertes zu gewiß, um sich einen Mann wie Martinengo als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu große

Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachstum seines Ansehens seinen Hochmut weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegenteil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen, so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältnis endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüte von G***s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen und zu tiefe Wurzeln im Gemüte des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödlicher Streich sein müsse. Was G*** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr sich letzterer den Regierungs-

7 f. „Es ist eine gewöhnliche Erfahrung, daß Demut der jungen Herrschsucht Leiter ist; wer hinaufsteigt, hat anfangs die Augen immer auf sie gerichtet; aber wenn er einmal die obersten Sprossen erreicht hat, dann kehrt er der Leiter den Rücken, blickt in die Wolken und verachtet die niedrigen Stufen, worauf er emporgestiegen ist." (Shakespeare, „Julius Cäsar" II, 1, in der Bearbeitung von Eckert, Bd. 11, Mannheim 1779, S. 259.)

geschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entraten, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so teuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimnis zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man mutmaßt, daß er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Korrespondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob echt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen geteilt. Wie dem aber auch gewesen sein möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräter, dessen Verbrechen so außer allen Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimnis zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung heruntersinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sah sich

10 f. mit einem benachbarten Hofe, mit den Brüdern des Herzogs und besonders mit dessen Oheim Prinzen Friedrich.

neben seinem Vezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich, ebenso unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien in Begleitung einiger Adjutanten Martinengo, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem, festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung; er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G***s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden, der andere, beide Achselbänder nebst den Aufschlägen der Uniform abzulösen und Kordon und Federbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umherstehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Atemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen und in totenähnlicher Erstarrung steht die erschrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffierung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend andere an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen.

Kaum ist die Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Eskorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unter-

dessen durch die ganze Residenz verbreitet; alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude und einer noch weit kränkendern Bedauernis seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien; aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen, menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten langsam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze, ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung — stille hält. Des Bewußtseins beraubt, in einem mittlern Zustand zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt), zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer scheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunterfallen. — An seiner Seite findet er ein dürftiges Brot nebst einem Wasserkrug und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustand verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Turmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, herunter gelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum erstenmal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl er-

15. Festung —, Hohentwiel.

quickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hilfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Ort der Verdammnis vierhundertundneunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseins macht, vollendet das Maß seines Elends. Er kennt diesen Ort — Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs äußerste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Offizier, für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kommandanten der Festung im Amte nachfolgt und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wütende Selbstverachtung und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmut eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruktion ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts als ihn bedauern. Einen thätigeren Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonprediger der Festung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät und nur durch dunkle, unzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen

Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demselben und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christentums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hilflos verschmachte und der Verzweiflung vielleicht nahe sei. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewußtsein erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sei. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuch erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraum von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elend; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweint sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein grauenerweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Tieres als dem Wohnort eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses, totenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch außer sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat

für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruktion entschuldigt, entschließt er sich großmütig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könnte, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Ähnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlicheren Zustand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war und andre an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfing seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich bloß aus mündlichen Überlieferungen über seine Geschichte habe sammeln können, und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuschreiten. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übt, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Wert bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimat zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit

einem nachdenkenden Blick auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greisen Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen; aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. — Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Übereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohlthun; G*** konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreut.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Festung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Wert er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen. Aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

---

27. Festung ***, Hohenasperg.

Anhang.

1. Jesuitenregierung in Paraguay.

In einer Aktion, welche der Schlacht bei Paraguay, die 1759 am 12. September zwischen der Jesuitischen und der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee geliefert wurde, vorherging, wurden unter andern indianischen Gefangenen auch zwei Europäer eingebracht, die mit verzweifelter Tapferkeit gefochten hatten. Beide waren von den übrigen Gefangenen ganz unterschieden gekleidet. Sie trugen einen roten Husarenhabit, an welchem von den Achseln zwei kleine Ärmel herabhingen. Ihr Helm war mit roten Federn eingefaßt, und beide trugen eine große Kette von Diamanten um den Hals. Ebenso reich waren ihre Pferde geschmückt. Ihre Waffen waren ein großer Säbel und eine Flinte; als man sie auskleidete, fand man einen sehr guten Brustharnisch auf ihrem Leibe und noch außerdem eine kurze Pistole und zwei Dolche. Die Indianer, welche mit ihnen gefangen waren, fielen, als sie sie ansichtig wurden, ehrerbietig auf die Knie vor ihnen nieder und schlugen sich an die Brust, wobei sie zu wiederholten Malen das Wort Kau aussprachen. Einer der Europäer schien diese Huldigung mit Verdruß anzunehmen; die Indianer aber ließen sich darum nicht stören. Kein Wort war aus ihm herauszubringen. Man schlug ihn, man brachte ihn auf die Tortur; einige unfreiwillige Laute in portugiesischer Sprache, die der Schmerz ihm auspreßte, waren alles, was man von ihm erhielt. Der andere zeigte sich offner und freier und gestand bald, daß er ein Jesuit sei. Er habe, sagte er, seine Indianer als ihr Kaplan und geistlicher Assistent in die Schlacht begleitet, um, wie er vorgab, ihre unmäßige Wut in Schranken zu halten und ihnen gelindere Gesinnungen gegen den Feind einzupflanzen. Endlich entdeckte er, er nenne sich Pater Rennez, und der andere, den das Beispiel seines Kameraden gleichfalls gesprächiger machte, gestand nunmehr auch, daß er ein Jesuit und Kaplan der Indianer sei und Pater Lenaumez heiße. Als man ihre Taschen durchsuchte, fand sich ein kleines Buch, bei dessen Entdeckung sie äußerst unruhig wurden.

2. „Der Teutsche Merkur" vom Jahre 1788, Oktober, S. 3–8. Unterzeichnet: S. Fehlt in den gewöhnlichen Ausgaben, da Körner den Aufsatz nicht aufnahm.

Es war mit unbekannten Chiffren geschrieben, am Rande aber ein Schlüssel dazu in lateinischer Sprache beigefügt. Diese Schrift enthielt ein indianisches Kriegsrecht oder vielmehr die Hauptstücke der Religion, die der Orden seinen indianischen Unterthanen einzupflanzen gesucht hatte. Ich teile sie hier mit, weil sie den Neugierigen interessieren dürften und vielleicht einigen Aufschluß über die Jesuitenregierung in Paraguay geben.

Höre, o Mensch, die Gebote Gottes und des heiligen Michaels:

1) Gott ist der Endzweck aller Handlungen.

2) Gott ist die Quelle aller Tapferkeit und Stärke.

3) Die Tapferkeit ist eine Tugend sowohl des Leibes als der Seele.

4) Gott thut nichts umsonst.

5) Die Tapferkeit ist den Menschen gegeben, daß sie sich verteidigen.

6) Die Menschen müssen sich wider ihre Feinde verteidigen.

7) Die Feinde sind die weißen Menschen, die aus fernen Gegenden kommen, Krieg zu führen, und sind von Gott verflucht.

8) Die Europäer, z. B. die Spanier und Portugiesen, sind solche von Gott verfluchte Leute.

9) Gottes Feinde können nicht unsere Freunde sein.

10) Gott befiehlt, daß wir seine Feinde ausrotten und in ihre Länder vorrücken, um sie auszurotten.

11) Damit ein von Gott Verfluchter, z. B. ein Spanier, ausgerottet werde, muß man auch das zeitliche Leben verlieren, damit man das ewige verdiene.

12) Wer mit einem Europäer redet oder ihre Sprache versteht, wird zu dem höllischen Feuer verdammt werden.

13) Wer einen Europäer umbringt, wird selig werden.

14) Wer einen Tag zubringt, ohne eine Handlung des Hasses und der Verfluchung wider einen Europäer vorgenommen zu haben, wird zum ewigen Feuer verdammt werden.

15) Gott erlaubt dem, der die zeitlichen Güter verachtet und immer bereit ist, wider die Feinde des Teufels zu streiten, alles mit einem Weibe anzufangen.

16) Wer in einem Treffen mit den Europäern umkömmt, wird selig werden.

17) Wer wider die Feinde Gottes eine Kanone losbrennt, wird selig, und ihm sind alle Sünden seines Lebens vergeben.

18) Wer mit großer Gefahr des Todes die Ursache sein wird, daß man ein Schloß und eine Festung wiedererobert, die von den Weißen unrechtmäßigerweise besessen wird, der soll in dem Paradiese unter allen Weibern des Himmels eine sehr schöne Frau haben.

19) Wer Ursache sein wird, daß unser Reich über seine Grenzen ausgebreitet wird, der wird unter allen Töchtern Gottes vier sehr schöne Weiber haben.

20) Wer Ursache sein wird, daß sich unsre Waffen nach Europa erstrecken, der wird im Paradiese viele schöne Mägdlein haben.

21) Wer den Früchten der Erde ergeben ist, der soll keine Früchte des Himmels genießen.

22) Wer mehr Kinder zeugt, der wird mehr Ruhm im Himmel haben.

23) Wer Wein trinkt, der wird nicht ins Himmelreich kommen.

24) Wer seinem Kau nicht gehorcht und nicht demütig ist, der kömmt in die Hölle.

25) Die Kau sind Söhne Gottes, welche über Europa aus dem Himmel kommen, daß sie den Völkern wider die Feinde Gottes helfen.

26) Die Kau sind Engel Gottes, welche zu den Völkern herabsteigen, sie zu lehren, wie man in den Himmel komme, und die Kunst, die Feinde Gottes auszurotten.

27) Den Kaus muß man alle Früchte des Landes geben und alle Arbeiten der Menschen, damit sie dieselben anwenden, die Völker, die des Teufels Freunde sind, auszurotten.

28) Wer in der Ungnade seines Kau stirbt, wird nicht selig.

29) Wer den höchsten Kau anrühret, wird selig.

30) Jedermann sei seinem Kau unterthan und gehe hin, wohin er ihn gehen heißt, und gebe ihm, was er verlangt, und thue, was er befiehlt.

31) Die Menschen sind in der Welt, um mit dem Teufel und seinen Freunden zu streiten, damit sie in das Himmelreich kommen, wo ewige Freude und eine Wollust sein wird, die keines Menschen Herz fassen kann.

2. Haoh-Kiöh-Tschuen.

Erstes Buch.

Zu Tahming, einer großen Stadt des chinesischen Reiches, lebte ein vornehmer Jüngling, Tiehtschongu genannt, der den Wissenschaften oblag. Seine Gestalt war schön, seine Seele großmütig und edel; er liebte die Gerechtigkeit bis zur Leidenschaft und seine Freude war, dem Unterdrückten beizustehen. Da war er rasch und kühn und scheute kein Ansehen; nichts konnte seine Hitze mäßigen, wenn er eine Gewaltthat zu rächen hatte.

Sein Vater, der Tieh-ying hieß, war ein Mandarin der Gerechtigkeit und verwaltete ein richterliches Amt zu Peking, am Hofe des Kaisers. Weil er aber die heftige Gemütsart seines Sohnes fürchtete, so ließ er denselben in der Entfernung vom Hofe seine Studien treiben. Als Tiehtschongu das sechzehnte Jahr erreicht hatte, dachten seine Eltern darauf, ihn zu verheiraten; er erklärte aber, daß er sich nicht entschließen könne, dieses unauflösliche Band zu knüpfen, bis er ein Frauenzimmer gefunden, das alle Vorzüge der Gestalt und des Geistes in sich vereinigte.

Er war zwanzig Jahr alt, als er in einem Geschichtbuche von einem Kaiser las, der das Herz eines seiner Mandarinen verlangte, um der Kaiserin, welche krank war, eine Arznei daraus zu bereiten. Pikang, so hieß der Mandarin, ließ sich sogleich zu dieser Operation willig finden. Diese hohe Selbstverleugnung setzte den Jüngling in Erstaunen, und erinnerte ihn an die Unterwerfung, die er seinen Eltern schuldig wäre und bisher so wenig geleistet hatte. Die Vorwürfe seines Gewissens ließen ihn die ganze Nacht nicht schlafen, er entschloß sich, unverzüglich zu ihnen zu reisen, und sie wegen seiner bisherigen Halsstarrigkeit um Vergebung zu bitten.

Er stand mit diesem Entschluß frühe auf, und machte sich, nur von einem einzigen Diener Siautan begleitet, auf den Weg. Nachdem er zwei Tagereisen beinah ohne auszuruhen zurückgelegt, fand er sich abends vor einem großen Dorfe und hielt vor einer schlechten Hütte still. Eine alte Frau kam heraus, und da sie ihn in der Tracht eines Studierenden erblickte, sagte sie zu ihm: „Junger Herr, Sie kommen gewiß, unseren jungen Gelehrten Wey zu besuchen.“ — Er kenne keine solche Person, sagte er, er habe seinen Weg verloren und bitte sie um ein Nachtlager. Die Alte

nahm ihn aufs bereitwilligste auf, und bedauerte nur, daß sie ihn nicht standesgemäß bewirten könnte. Sein Diener Siautan mußte nun sein Bette und übriges Reisegeräte ins Haus tragen, sie selbst ging sein Zimmer mit Stroh zu belegen und ihm Thee zu bereiten.

Tiehtschongu erkundigte sich nun, wer der junge Gelehrte sei, dessen sie vorhin gedacht habe. „Sie wissen vielleicht nicht,“ versetzte die Alte, „daß dieses Dorf nicht immer Wey-tsioün hieß wie jetzt, sondern diesen Namen von einer Familie hat, die allhier wohnet, die sonst in großem Ansehen gestanden, jetzt aber sehr heruntergekommen ist. Dem Himmel sei Dank, noch ein einziger aus derselben hat studiert, ob er sich gleich in großer Dürftigkeit befindet. Er reiste nach Hof, um sich prüfen zu lassen, dort lernte ihn ein gelehrter Mann, Namens Hanyuen, kennen und gewann ihn so lieb, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab. Aber ein vornehmer Mandarin verliebte sich in sie und wollte sie zu seiner Nebenfrau machen; als die Eltern ihre Einwilligung nicht gaben, ließ er die Tochter mit Gewalt entführen, und nachher auch Vater und Mutter aufheben. Niemand weiß, wo sie hingekommen sind, Wey ist darüber in Verzweiflung, und will sich das Leben nehmen.“

Sie redete noch, als ein Auflauf auf der Straße entstand. Sie sahen mitten unter dem Volk einen jungen Menschen stehen, der blau gekleidet war und bitterlich weinte. „Das ist er,“ sagte die Alte. Tiehtschongu fragte nun, ob die Frau des Studenten bei Tag oder bei Nacht entführt worden. Bei Tage, war die Antwort. Es hätten es verschiedene Personen gesehen, aber weil es ein so mächtiger Mandarin sei, so wolle niemand gegen ihn zeugen.

— „Vielleicht,“ sagte Tiehtschongu, „wißt Ihr den wahren Verlauf der Sachen nicht und wollt mich mit Lügen berichten.“ — „Ganz und gar nicht,“ versetzte die Alte, ärgerlich über seinen Unglauben. „Ein Vetter von mir, der Stroh nach der Stadt brachte, war gegenwärtig, als die junge Frau nebst ihren Eltern in den Palast des Mandarins geschleppt wurde.“ — „Warum gabt Ihr dem jungen Ehemann keine Nachricht davon,“ fragte Tiehtschongu. — „Was hätte dieses geholfen,“ versetzte sie. „Alles Widersetzen ist vergebens. Der Palast, in den man sie gebracht, ist ein Geschenk des Kaisers, er ist unverletzlich und heilig, und

niemand, als wer vom Kaiser dazu Erlaubnis hat, darf ihn betreten.“

Am folgenden Morgen beurlaubte sich Tiehtschongu von der Alten und ließ ihr fünf Tsien (einen Gulden unseres Geldes) auszahlen. Sie bat ihn beim Abschiede aufs angelegentlichste, sie nicht unglücklich zu machen und sich ja nichts von dem merken zu lassen, was sie ihm anvertraut habe. „Was geht mich die Sache an?“ erwiderte jener. „Eure höfliche Aufnahme ist's, was ich im Andenken zu behalten habe.“

Er war kaum etliche Lys oder Stimmweiten fortgeritten, als er . . .

Der Geisterseher.

Aus den

Memoires des Grafen von O***.

Erster Teil.

Erstes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich großenteils selbst Augenzeuge war. Den wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluß darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den übrigen als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes vielleicht wichtig sein. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen imstande ist; man wird über die Seltsamkeit der Mittel erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Reine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter in die Welt treten, bin ich nicht mehr, und werde durch den Bericht, den ich abstatte, weder zu gewinnen noch zu verlieren haben.

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland im Jahre 17** um die Karnevalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in **schen Kriegsdiensten kennen lernen und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach ** zurückzureisen, so beredete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten und meine Abreise so lange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, solange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigene Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Inkognito, weil er sich selbst leben wollte und seine geringe Apanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Rangs zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren nebst einigen treuen Bedienten sein ganzes Gefolge. Den

Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; in einem Alter von fünfunddreißig Jahren hatte er allen Reizungen dieser wollüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlecht war ihm bis jetzt gleichgiltig gewesen. Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschten in seiner Gemütsart. Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Übermaß, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam; in seine Phantasieenwelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu sein. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal gewonnen war, und besaß gleich großen Mut, ein erkanntes Vorurteil zu bekämpfen und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen. Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, fühlte er keine Versuchung, über andere zu herrschen; die ruhige Freiheit des Privatlebens und der Genuß eines geistreichen Umgangs begrenzten alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine vernachlässigte Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur die Verwirrung seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.

Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens religiöser Schwärmer gewesen war. Freimaurer ist er, soviel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem St. Markusplatz spazieren gingen — es fing an, spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten, sie durch öftere Veränderung unseres Weges irre zu machen — umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?" sagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich." — „Ich stehe mit keiner einzigen Dame in Verbindung,"

gab ich zur Antwort. — „Wir wollen uns hier niedersetzen und Deutsch sprechen,“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir setzten uns auf eine steinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und sagte mir laut auf Französisch, indem er aufstand: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergessen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies sagte er nur, um die Maske von unserer Spur zu entfernen. „Neun Uhr,“ wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. „Wünschen Sie sich Glück, Prinz“ (indem sie ihn bei seinem wahren Namen nannte). „Um neun Uhr ist er gestorben.“ — Damit stand sie auf und ging.

Wir sahen uns bestürzt an. — „Wer ist gestorben?“ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Lassen Sie uns ihr nachgehen,“ sagte ich, „und eine Erklärung fordern!“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markusplatzes — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserem Gasthof zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher gestanden hat.

Als wir zu Hause waren, öffnete er zum erstenmale wieder den Mund. „Es ist doch lächerlich,“ sagte er, „daß ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten erschüttern soll.“ Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen und unsern geheimnisvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der Entwickelung dieser Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blieben bis elf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und mit keinem bessern Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden sein würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht und lobte sie mit einer lächelnden Miene.

Es war ein großes Gedränge auf dem Markusplatz, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete und mit den Augen jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von F** aus der Suite des Prinzen atemlos auf uns zu kam und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er ist schwarz gesiegelt,“ setzte er hinzu. „Wir vermuteten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einer Laterne getreten und fing an zu lesen. „Mein Cousin ist gestorben!“ rief er. „Wann?“ fiel ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zurückzukommen, so stand der Armenier unter uns. „Sie sind hier erkannt, gnädigster Herr,“ sagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von F** vergaß, Ihnen zu sagen, daß Ihre Wechsel angekommen sind.“ Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen und ihn mit Pracht nach der Assemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen elf Uhr kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlassen hatte. „Graf,“ sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophieen träumen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete ich, „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen.“ (Der Verstorbene war der Erbprinz, der einzige Sohn des regierenden ***, der, alt und kränklich, ohne Hoffnung eigner Succession war. Ein Oheim unsers Prinzen, gleichfalls ohne Erben und ohne Aussicht, welche zu bekommen, stand jetzt allein noch zwischen diesem

29 f. Shakespeares „Hamlet“ I, 5: (Hamlet.)
Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

und dem Throne. Ich erwähne dieses Umstandes, weil in der Folge davon die Rede sein wird.)

„Erinnern Sie mich nicht daran," sagte der Prinz. „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieser Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieser Armenier nicht bloß erraten hat — —"

„Wie ist das möglich, Prinz?" fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten."

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger als gewöhnlich auf dem Markusplatz ein. Ein plötzlicher Regenguß nötigte uns, in ein Kaffeehaus einzutreten, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluste gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel war auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Der Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Ton — er störe das Glück, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb; dieselbe Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den übrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Balordo verständlich machen soll?" Zugleich stand er auf und wollte den Prinzen beim Arm ergreifen; diesen verließ hier die Geduld; er packte den Venetianer mit starker Hand und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. „Nehmen Sie sich in acht, Prinz," setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, „wir sind in Venedig." Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesenden Italiener rotteten sich zu Haufen und traten beiseite. Einer um den andern verließ den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier

27. Balordo, Tölpel.

und einigen Franzosen allein fanden. „Sie sind verloren, gnädigster Herr,“ sagten diese, „wenn Sie nicht sogleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich und von Ansehen — es kostet ihm nur funfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen.“ Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür sich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns beiden befohlen ward, ihnen schleunig zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mußten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große steinerne Treppe hinauf und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo schloß, das unter unsern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechsundzwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Totenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, vermutlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehause beleidigt hat?“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte jener sich zu dem Gefangenen: „Ist das dieselbe Person, die Sie heute abend wollten ermorden lassen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter. — „Gehen Sie nun,“ fuhr jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, „und urteilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig!“

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht erraten. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

„Wie gut war es, daß Sie geschickt haben!“ sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von F** gleich nachher vom Markusplatze nach Hause brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödlichste Angst gesetzt.“

„Geschickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Diesen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns sagen, daß wir ganz außer Sorgen sein dürften, wenn Sie heute später nach Hause kämen.“

Hier sah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht ohne mein Wissen diese Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wohl so sein, Jhro Durchlaucht,“ sagte der Kammerjunker — „denn hier ist ja Ihre Repetieruhr, die Sie zur Sicherheit mitschickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrtasche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. „Wer brachte sie?“ fragte er mit Bestürzung.

„Eine unbekannte Maske in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte.“

Wir standen und sahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillschweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufseher in Venedig.“

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nötigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienste anzubieten; jeder suchte nach seiner Art sich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu ** die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Wechsler in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Bitten entschloß ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

Sobald er so weit genesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermißte der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich aufs genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst; wir mußten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren und bat uns, nicht weiter davon zu sprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine malerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichtum und Schönheit zu übertreffen schien — der heiterste Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmücken — hinter uns das majestätische Venedig mit hundert aus dem Wasser springenden Türmen und Masten, alles dies gab uns das herrlichste Schauspiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem Zauber dieser schönen Natur; unsere Laune war die heiterste; der Prinz selbst verlor seinen Ernst und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir einige italienische Meilen von der Stadt ans Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu; Leichtigkeit und Grazie beseelte jede Bewegung. Eh der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerin desselben, welche eine Königin vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arm gehalten. Leblos stand sie und alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und sie stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit der Wut der Begeisterung in die Höhe, blickte wild um sich her — „Ein König ist unter uns," rief sie, riß ihre Krone vom Haupt und legte sie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die

Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in diesem Gaukelspiel wäre; so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerin getäuscht. — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf Geld unter diese Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer sich durch das Volk arbeitete und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr," sagte der Mönch, „gieb der Madonna von deinem Reichtum! Du wirst ihr Gebet brauchen." Er sprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen und ein russischer Offizier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge und so wenig Charakter, so viel anlockendes Wohlwollen mit so viel zurückstoßendem Frost in einem Menschengesichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verscheuchte, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von weitem, schien aber an allem, was vorging, nur einen nachlässigen Anteil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein Los. Er gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüssel lag darin.

„Was ist das?" sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt verfolgt mich. Allwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufsuchen und muß Licht von ihm haben."

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen serviert war. Der Name

des Prinzen hatte unsere Gesellschaft bis zu sechzehn Personen vergrößert. Außer den oben Erwähnten war noch ein Virtuose aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug und sich für einen Kapitän ausgab, zu uns gestoßen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen und mit Fackeln nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung bei Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, daß alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielerei hinausliefen; der Abbé, der schon viel Wein bei sich hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemieen; der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man sein Urteil über diese Dinge zurückhalten müsse; während dessen unterhielt sich der russische Offizier mit den Frauenzimmern und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sizilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. „Sie haben vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geistern aufzunehmen — wollen Sie es mit Einem versuchen?"

„Topp!" sagte der Abbé — „wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen herbeizuschaffen."

„Das will ich," antwortete der Sizilianer (indem er sich gegen uns kehrte), „wenn diese Herren und Damen uns werden verlassen haben."

„Warum das?" rief der Engländer. „Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft."

„Ich stehe nicht für den Ausgang," sagte der Sizilianer.

„Um des Himmels willen! nein!" schrien die Frauenzimmer an dem Tische und fuhren erschrocken von ihren Stühlen.

„Lassen Sie Ihren Geist kommen," sagte der Abbé trotzig; „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier spitzige Klingen giebt" (indem er einen von den Gästen um seinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen," antwortete der Sizilianer kalt, „wenn Sie nachher noch Lust dazu haben." Hier kehrte er sich zum Prinzen. „Gnädigster Herr," sagte er zu

diesem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen — Können Sie vermuten, in welchen?“

„Nein.“

„Raten Sie auch auf niemand?“

„Ich hatte freilich einen Gedanken —“

„Würden Sie die Person erkennen, wenn Sie sie vor sich sähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier schlug der Sizilianer seinen Mantel zurück und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Ist es diese?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie gesehen?“ fragte ich.

„Den Armenier.“

Der Sizilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter dem Mantel. „War es dieselbe Person, die Sie meinen?“ fragte die ganze Gesellschaft den Prinzen.

„Die nämliche.“

Hier veränderte sich jedes Gesicht; man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sizilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernsthaft,“ sagte der Engländer; „ich riet' Ihnen, auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe,“ schrie der Franzose und lief aus dem Hause, die Frauenzimmer stürzten mit Geschrei aus dem Saal, der Virtuose folgte ihnen, der deutsche Domherr schnarchte in einem Sessel, der Russe blieb wie bisher gleichgiltig sitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Großsprecher zum Gelächter machen,“ fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Lust, uns Wort zu halten?“

„Es ist wahr,“ sagte der Sizilianer. „Mit dem Abbé war es mein Ernst nicht; ich that ihm dem Antrag nur, weil ich wohl wußte, daß die Memme mich nicht beim Wort nehmen würde. — Die Sache selbst ist übrigens zu ernsthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen.“

„Sie räumen also doch ein, daß sie in Ihrer Gewalt ist?“

Der Magier schwieg eine lange Zeit und schien den Prinzen sorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja,“ antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchsten

Grad gespannt. Mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, war ehedem seine Lieblingsschwärmerei gewesen, und seit jener ersten Erscheinung des Armeniers hatten sich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die seine reifere Vernunft so lange abgewiesen hatte. Er ging mit dem Sizilianer beiseite, und ich hörte ihn sehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor sich," fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieser wichtigen Materie es zu einer Überzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen ersten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerstreute und die Decke von meinen Augen zöge. — Wollen Sie sich dieses große Verdienst um mich erwerben?"

„Was verlangen Sie von mir?" sagte der Magier mit Bedenken.

„Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen Sie mich eine Erscheinung sehen!"

„Wozu soll das führen?"

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntschaft urteilen, ob ich eines höhern Unterrichts wert bin."

„Ich schätze Sie über alles, gnädigster Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die Sie selbst noch nicht kennen, hat mich beim ersten Anblick an Sie gebunden. Sie sind mächtiger, als Sie selbst wissen. Sie haben unumschränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —"

„Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen!"

„Aber ich muß erst gewiß sein, daß Sie diese Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenngleich die unsichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen sind, so ist es unter der heiligen Bedingung, daß ich die heiligen Geheimnisse nicht profaniere, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche."

„Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit."

Hier verließen sie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenster, wo ich sie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der diese Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz ist ein edler Mann. Ich beklage, daß er sich mit einem Betrüger einläßt."

„Es wird darauf ankommen," sagte ich, „wie er sich aus dem Handel zieht."

„Wissen Sie was?" sagte der Engländer; „jetzt macht der arme Teufel sich kostbar. Er wird seine Kunst nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es sind unser Neune. Wir wollen eine Kollekte machen und ihn durch einen hohen Preis in Versuchung führen. Das bricht ihm den Hals und öffnet Ihrem Prinzen die Augen."

„Ich bin's zufrieden."

Der Engländer warf sechs Guineen auf einen Teller und sammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; den Russen besonders schien unser Vorschlag ungemein zu interessieren; er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verschwendung, über welche der Engländer erstaunte. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte," sagte der Engländer, „bei diesem Herrn für uns fürzusprechen, daß er uns eine Probe seiner Kunst sehen lasse und diesen kleinen Beweis unsrer Erkenntlichkeit annehme." Der Prinz legte noch einen kostbaren Ring auf den Teller und reichte ihn dem Sizilianer. Dieser bedachte sich einige Sekunden. — „Meine Herren und Gönner," fing er darauf an, „diese Großmut beschämt mich. — Es scheint daß Sie mich verkennen — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunsch soll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieses Gold betrifft, worauf ich selber kein Recht habe, so werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächsten Benediktinerkloster für milde Stiftungen niederlege. Diesen Ring behalte ich als ein schätzbares Denkmal, das mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll."

Hier kam der Wirt, dem er das Geld sogleich überlieferte.

„Und er ist dennoch ein Schurke," sagte mir der Engländer ins Ohr. „Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen ist."

„Oder der Wirt versteht seinen Auftrag," sagte ein anderer.

„Wen verlangen Sie?" fragte jetzt der Magier den Prinzen.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann," rief der Lord. „Fordern Sie den Papst Ganganelli! Dem Herrn wird das gleich wenig kosten."

Der Sizilianer biß sich in die Lippen. — „Ich darf keinen citieren, der die Weihung empfangen hat."

35. Ganganelli, Clemens XIV., gestorben den 22. September 1774 an skorbutischen Übeln.

„Das ist schlimm,“ sagte der Engländer. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist.“

„Der Marquis von Lanoy,“ nahm der Prinz jetzt das Wort, „war französischer Brigadier im vorigen Kriege und mein vertrautester Freund. In der Bataille bei Hastinbeck empfing er eine tödliche Wunde; man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb. Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu sich. ‘Prinz’, fing er an, ‘ich werde mein Vaterland nicht wiedersehen; erfahren Sie also mein Geheimnis, wozu niemand als ich den Schlüssel hat. In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt eine — —’ hier verschied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden seiner Rede; ich möchte ihn hier haben und die Fortsetzung hören.“

„Viel gefordert, bei Gott!“ rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für einen zweiten Salomo, wenn Sie diese Aufgabe lösen.“ —

Wir bewunderten die sinnreiche Wahl des Prinzen und gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unterdessen ging der Magier mit starken Schritten auf und nieder und schien unentschlossen mit sich selbst zu kämpfen.

„Und das war alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlassen hatte?“

„Alles.“

„Thaten Sie keine weiteren Nachfragen deswegen in seinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Toten rufen.“

„Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner Jugend.“

„Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei sich?“

„Ja“ (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich,

2. Er hatte durch das Breve vom 21. Juli 1773 den Jesuitenorden aufgehoben und argwöhnte deshalb selbst, er sei vergiftet worden, doch ist diese Vermutung grundlos. Vgl. Elise von der Recke, Nachricht von Cagliostros Aufenthalt in Mitau, 1787, S. XXVII: „Soll ich Sie, die Sie für die Sicherheit meines Lebens so besorgt sind, daß Sie sogar fürchten, umherschleichende Bösewichter könnten durch heimliches Gift mich das Schicksal des verewigten Ganganelli erfahren lassen, soll ich Sie in Ansehung dessen zu beruhigen suchen?“ Leben des Papstes Clemens XIV., aus dem Französischen des Herrn Caraccioli übersetzt, 2. Aufl. 1776, S. 181: „Kaum war er verschieden, so wurde sein Leib schwarz, schien zu zergehen, und nach dem Berichte der Augenzeugen glaubte man bei dessen Eröffnung die Merkmale des grausamsten Giftes wahrzunehmen.“ — 5. Bataille bei Hastinbeck, 26. Juli 1757 zwischen den Franzosen unter dem Marschall d'Estrées und den Engländern unter dem Herzog von Cumberland.

worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben sich hatte liegen gehabt.)

„Ich verlange es nicht zu wissen — — Lassen Sie mich allein! Sie sollen den Verstorbenen sehen.“

Wir wurden gebeten, uns so lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Möbeln aus dem Saale räumen, die Fenster ausheben und die Läden auf das genaueste verschließen. Dem Wirt, mit dem er schon vertraut zu sein schien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen und alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser zu löschen. Ehe wir weggingen, nahm er von jedem insbesondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillschweigen über das zu beobachten, was wir sehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf diesem Pavillon verriegelt.

Es war nach elf Uhr, und eine tiefe Stille herrschte im ganzen Hause. Beim Hinausgehen fragte mich der Russe, ob wir geladene Pistolen bei uns hätten. — „Wozu?“ sagte ich. — „Es ist auf alle Fälle,“ versetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umsehen.“ Er entfernte sich. Der Baron von F** und ich öffneten ein Fenster, das jenem Pavillon gegenüber sah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menschen zusammen flüstern, und ein Geräusch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Mutmaßung, und ich getraue mir nicht, sie für wahr auszugeben. Der Russe kam mit einem Paar Pistolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir sahen sie ihn scharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erschien und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erscheinen. Hinter uns wurde wie das erste Mal verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben, der uns alle Zehn bequem fassen konnte. Rings herum an allen vier Wänden des Zimmers waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichsam auf einer Insel standen. Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen, stand mitten im Kreis errichtet, unter welchen ein Teppich von rotem Atlas gebreitet war. Eine chaldäische Bibel lag bei einem Totenkopf aufgeschlagen auf dem Altar, und ein silbernes Kruzifix war darauf festgemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer silbernen

Kapsel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal, davon das Licht beinahe erstickte. Der Beschwörer war entkleidet wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulett an einer Kette von Menschenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geschlagen, die mit geheimen Chiffren und symbolischen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erscheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns beide schien er das meiste Mißtrauen zu hegen) ersuchte er, zwei bloße Degen unverrückt und kreuzweise einen Zoll hoch über seiner Scheitel zu halten, solange die Handlung dauern würde. Wir standen in einem halben Mond um ihn herum; der russische Offizier drängte sich dicht an den Engländer und stand zunächst an dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet, stellte sich der Magier jetzt auf den Teppich, sprengte Weihwasser nach allen vier Weltgegenden und neigte sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelstunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen, daß sie ihn jetzt fest bei den Haaren fassen sollten. Unter den heftigsten Zuckungen rief er den Verstorbenen dreimal mit Namen, und das dritte Mal streckte er nach dem Kruzifix die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich wie vom Blitze, daß unsere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, alle Schlösser klangen, alle Thüren schlugen zusammen, der Deckel an der Kapsel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand über dem Kamine zeigte sich eine menschliche Figur in blutigem Hemde, bleich und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beschwörer, „der dein Andenken ehret und für deine Seele betet;“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr großen Zwischenraum.

„Was verlangt er?“ fuhr diese Stimme fort.

„Dein Bekenntnis will er zu Ende hören, das du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast.“

1. Olibanum, arabischer Weihrauch.

„In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt“ — — —

Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Thüre sprang freiwillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Gestalt, blutig und blaß wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst wieder an zu brennen, und der Saal wurde helle wie zuvor.

„Wer ist unter uns?“ rief der Magier erschrocken und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — „Dich habe ich nicht gewollt.“

Die Gestalt ging mit majestätischem leisen Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich uns gegenüber und faßte das Kruzifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ sagte diese zwote Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole; der Magier riß sie mir aus der Hand und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erstaunen und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun Die Gestalt berührte seinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angstschweiß auf meine Stirn. Baron F** gestand uns nachher, daß er gebetet habe. Diese ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen starr auf die Erscheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich,“ rief er endlich voll Rührung aus, „du bist Lanoy, du bist mein Freund — — Woher kommst du?“

„Die Ewigkeit ist stumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloster, das du mir bezeichnet hast?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du bist Vater gewesen?“

„Weh mir, daß ich es zu wenig war!“

„Bist du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen?“

„Keinen als an dich selbst zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirst du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerschlag — eine schwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als sie zerflossen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Ich stieß einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus seiner Betäubung zurück. „Wo sind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Offizier stand dicht hinter ihm und sah ihm über die Schulter. „Taschenspieler,“ sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm, „du wirst keinen Geist mehr rufen.“

Der Sizilianer drehte sich um, sah ihm genauer ins Gesicht, that einen lauten Schrei und stürzte zu seinen Füßen.

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Russen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Überraschung hatten uns alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnisvolle Wesen an, das uns mit einem Blick stiller Gewalt und Größe durchschaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir sie ja beisammen!“ rief der Anführer und wandte sich zu seinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht soviel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häscher auf die Seite, und soviel mir diese Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr sagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häscher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns und nahm seinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ sagte er, „daß ich Sie mit diesem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulassen. Den Sizilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der

Bursche da ist überreif," setzte er hinzu. „Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert."

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Überfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er ließ sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgesperrt und stier in einem totenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Konvulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustand und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

„Gnädigster Herr," sagte dieser, „wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so großmütig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davonkommt."

Unterdessen sahen wir auch den Wirt nebst seinen Hausgenossen mit Stricken gebunden über den Hof führen. — „Auch dieser?" rief der Prinz. „Was hat denn dieser verschuldet?" — „Er war sein Mitschuldiger und Hehler," antwortete der Anführer der Häscher, „der ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behilflich gewesen und seinen Raub mit ihm geteilt hat. Gleich sollen Sie überzeugt sein, gnädigster Herr" (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte). „Man durchsuche das ganze Haus und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat."

Jetzt sahe sich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Überfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, sich unbemerkt zu entfernen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken; er selbst wollte ihn aufsuchen und mich mit sich fortreißen. Ich eilte ans Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte dem Prinzen dieses vor: „Wenn es diesem Armenier ein Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiß er unfehlbar die Schliche besser als wir, und alle unsere Nachforschungen werden vergebens sein. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster

Prinz! Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen habe, entdeckt hat."

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, uns in der Geschwindigkeit in unsre Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haussuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Thüre versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisiermaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, sowie die Elektrisiermaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Kruzifixe Kommunikation hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüber stand, war durchbrochen und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Öffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamin gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich um das Geräusche des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sizilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phiolen und Büchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laß doch sehen, ob sie geladen sind!" sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm und ins Kamin abschoß. „Jesus Maria!" rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben Augenblick sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist?" rief der Engländer, während daß wir andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe! Du hast geschienen, was du nicht warst; jetzt wirst du sein, was du schienest."

„Jesus Maria! Ich bin verwundet," wiederholte der Mensch

im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer bist du denn, und was für ein böser Dämon muß dich hieher führen?"

„Ein armer Barfüßer," antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —"

„Eine Formel hersagen sollte? Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davongemacht?"

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen."

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?"

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Als wir ihn näher betrachteten, erkannten wir ihn für denselben, der sich dem Prinzen den Abend vorher in den Weg gestellt und ihn so feierlich angeredet hatte.

Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häscher gewendet.

„Sie haben uns," sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsere Verbindlichkeit vollkommen machen und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen?"

„Wen meinen Sie?" fragte der Anführer der Häscher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnötig diese Frage war.

„Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin beiseite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte ins Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben."

„Sie kennen diesen Herrn also nicht?" fragte der Häscher wieder. „Er war nicht von Ihrer Gesellschaft?"

„Nein," sagte der Prinz — „und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden."

„Näher," antwortete der Häscher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute hab' ich ihn zum erstenmal in meinem Leben gesehen."

„Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, daß Sie ihn selbst und uns alle für unschuldig erklärten?"

„Allerdings durch ein einziges Wort."

„Und dieses war? — Ich gestehe, daß ich es wissen möchte."

„Dieser Unbekannte, gnädigster Herr," indem er die Zechinen in seiner Hand wog — „Sie sind zu großmütig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimnis daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition."

„Der Staatsinquisition! — Dieser! —"

„Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte."

„Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich."

„Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Denunciation ich hieher geschickt worden bin, den Geisterbeschwörer zu verhaften."

Wir sahen uns mit noch größerm Erstaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus," rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihm näher ins Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei und stürzte zu seinen Füßen."

„Nimmermehr!" rief der Prinz. „Dieser Mensch ist alles, was er sein will, und alles, was der Augenblick will, daß er sein soll. Was er wirklich ist, hat noch kein Sterblicher erfahren. Sahen Sie den Sizilianer zusammensinken, als er ihm die Worte ins Ohr schrie: 'Du wirst keinen Geist mehr rufen'? Dahinter ist mehr. Daß man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich niemand überreden."

„Darüber wird uns der Magier selbst wohl am besten zurechtweisen können," sagte der Lord, „wenn uns dieser Herr" (sich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) „Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen."

Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (dies war der Name des Engländers), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdiener abgeschickt hatte, uns nach dem Gefängnis zu führen. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß der Prinz schon seit etlichen Tagen einen seiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient

und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen oder auch entlaufen war, wußte niemand. Zu dem letztern war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit sehr schwermütig gewesen und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermutung, daß er vielleicht in die Hände der Mönche geraten sein möchte und sich katholisch gemacht hätte; und weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr tolerant oder sehr gleichgiltig dachte, so ließ er's nach einigen fruchtlosen Nachforschungen dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Feldzügen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm gehangen und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen, auszugehen, ließ sich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gutgebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittleren Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretär gestanden, Französisch und auch etwas Deutsch sprach, übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und da er sich übrigens erklärte, daß sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sizilianer in einem Privatgefängnis, wohin er dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängnis in Venedig, unter dem Dach des St. Markuspalastes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sizilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt und stand ehrerbietig auf, als er den Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thüre.

„Ich komme," sagte der Prinz, nachdem wir Platz genommen hatten, „über zwei Punkte Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht sein, wenn Sie mich über den andern befriedigen."

„Meine Rolle ist ausgespielt," versetzte der Sizilianer. „Mein Schicksal steht in Ihren Händen."

„Ihre Aufrichtigkeit allein," versetzte der Prinz, „kann es erleichtern."

„Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit, zu antworten; denn ich habe nichts mehr zu verlieren."

„Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses?"

„Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein bloßes Pastellgemälde hinter einem Glas, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen unterstützten diesen Betrug. Das Bild wird sich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gasthof in Beschlag genommen hat."

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen und gerade auf den Armenier raten?"

„Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr. Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische in Gegenwart Ihrer Bedienten über die Begebenheit öfters herausgelassen, die sich zwischen Ihnen und diesem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger, der in Ihren Diensten steht, zufälligerweise in der Giudecca Bekanntschaft, aus welchem er nach und nach soviel zu ziehen wußte, als mir zu wissen nötig war."

„Wo ist dieser Jäger?" fragte der Prinz. „Ich vermisse ihn, und ganz gewiß wissen Sie um seine Entweichung."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringste davon weiß, gnädigster Herr. Ich selbst hab' ihn nie gesehen und nie eine andre Absicht mit ihm gehabt als die eben gemeldete."

„Fahren Sie fort!" sagte der Prinz.

„Auf diesem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erste Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloß ich mich, sie zu nützen. Sie sehen,

1 ff. An Körner, den 12. Juni 1788: „Was Du über die Fortsetzung des 'Geistersehers' sagst, mag wohl wahr sein. Die Auflösung durch den Sizilianer ist allerdings gezogen, aber in solchen Fällen kann man kaum zu deutlich sein; und was für Ursache sollte ich gehabt haben, gerade hier den besten Leser im Auge zu haben?"

gnädigster Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf versehen, und ein Schlüssel, der Ihnen von ungefähr entfiel, gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen."

„Wie? So hätte ich mich also geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüssel war Ihr Werk und nicht des Armeniers? Der Schlüssel, sagen Sie, wäre mir entfallen?"

„Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich niemand beobachtete, ihn schnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Person, bei der Sie die Lotterielose nahmen, war im Verständnis mit mir. Sie ließ Sie aus einem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüssel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde."

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüßermönch, der sich mir in den Weg warf und mich so feierlich anredete?"

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verhüllung schon manche gute Dienste geleistet."

„Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an?"

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemütszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen sollte."

„Aber der pantomimische Tanz, der eine so überraschende, seltsame Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung?"

„Das Mädchen, welches die Königin vorstellte, war von mir unterrichtet und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermutete, daß es Ew. Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte gekannt zu sein, und verzeihen Sie mir, gnädigster Herr, das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits schon geneigt sein würden, natürliche Auslegungen zu verschmähen und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu spüren."

„In der That," rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung, indem er mir besonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That," rief er aus, „das habe ich nicht erwartet."

36. Der erste Abdruck des „Geistersehers" in der „Thalia" hat hier noch folgende Note: „Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese zu den Füßen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeiung des Armeniers zusammengenommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen

„Aber,“ fuhr er nach einem langen Stillschweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamin erschien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie auch die Öffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns sie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern sich, gnädiger Herr, daß ein dicker Rauch den ganzen Saal verfinsterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenster anlehnen zu lassen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieser Fensterladen nicht sogleich ins Gesicht fiel. Übrigens blieb die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe dieses Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenster sah. War dem wirklich so?“

„Ganz recht. Eben diese Leiter, auf welcher mein Gehilfe zu dem bewußten Fenster emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigieren.“

„Die Gestalt,“ fuhr der Prinz fort, „schien wirklich eine flüchtige Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es ein, daß sie sehr blond war. War dieses bloßer Zufall, oder woher schöpften Sie dieselbe?“

„Eure Durchlaucht erinnern sich, daß Sie über Tische eine Dose neben sich hatten liegen gehabt, auf welcher das Porträt

gewissen Zweck zu zielen, daß mir beim ersten Lesen dieser Memoires sogleich die verfängliche Anrede der Zauberschwestern im Macbeth: ‘Heil dir, Than von Glamis, der einst König sein wird!‘ dabei eingefallen ist; und vermutlich ist es mehrern so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, so kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbige anschließen und in einen gewissen Rapport mit ihr setzen. Der Sizilianer, der, wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, daß er ihn merken läßt, sein Stand sei entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet; aber so sehr die Sache auch an Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen sie anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Faktum, wie ich es gefunden.“ Vgl. oben S. 103, Z. 26 f.: „Ich muß den Armenier aufsuchen und muß Licht von ihm haben“, was auch an Macbeths Aufsuchen der Zauberschwestern erinnert.

eines Offiziers in **scher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei sich führten, worauf Sie mit Ja antworteten; daraus schloß ich, daß es vielleicht die Dose sein möchte. Ich hatte das Bild über Tische gut ins Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen sehr geübt, auch im Treffen sehr glücklich bin, so war es mir ein Leichtes, dem Bilde diese flüchtige Ähnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr ins Auge fallen."

„Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen." —

„So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war."

„Und der Mensch, welcher aus dem Schlot herabstürzte, antwortete also für die Erscheinung?"

„Eben dieser."

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören."

„Dieses brauchte er auch nicht. Sie besinnen sich, gnädigster Prinz, daß ich Ihnen allen auf das strengste verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Versehen vorfiele, ließ ich ihn große Pausen beobachten, die er an den Schlägen einer Uhr abzählen mußte."

„Sie gaben dem Wirte Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen; dies geschah ohne Zweifel —"

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erstickens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause in einander laufen und ich vor Ihrer Suite nicht ganz sicher zu sein glaubte."

„Wie kam es aber," fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten?"

„Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citierte; aber solange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zusammenfallen; es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflektiert hatte."

„Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?"

„Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidenen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herum stehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das Kruzifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte."

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O** und mir," sagte Lord Seymour, „zwei bloße Degen kreuzweise über Ihrem Scheitel zu halten, solange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun dieses?"

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigsten traute, während des ganzen Aktus zu beschäftigen. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte; dadurch, daß Sie diese Entfernung immer in acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gerne haben wollte. Meinen schlimmsten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt."

„Ich gestehe," rief Lord Seymour, „daß dies vorsichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet sein?"

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen."

„Die zwote Erscheinung ließ Ihren Geist nicht zum Worte kommen," sagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen?"

„Beinahe dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Absicht, ob Sie mir auch alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitern Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande gethan; dieses fand ich nötig, um nicht gegen Thatsachen anzustoßen, die der Aussage meines Geistes hätten widersprechen können. Ich fragte gewisser Jugendsünden wegen, ob der Verstorbene untadelhaft gelebt, und auf die Antwort gründete ich alsdann meine Erfindung."

„Über diese Sache," fing der Prinz nach einigem Stillschweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluß gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange."

„Wenn es in meiner Gewalt steht, und —"

„Keine Bedingungen! Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederstürzen sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtnis mit dieser zwoten Erscheinung?"

„Gnädigster Prinz —"

„Als Sie ihm näher ins Gesicht sahen, stießen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?"

„Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz" — Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger und sah uns alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — „Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen."

„Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen." —

„Dafür werd' ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, daß er nicht in diesem Augenblick unter uns steht?"

„Wo? Wer?" riefen wir alle zugleich und schauten uns halb lachend, halb bestürzt im Zimmer um. — „Das ist ja nicht möglich!"

„O! diesem Menschen — oder wer er sein mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind."

„Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, wofür er sich ausgiebt?"

„Keines von allem, was er scheint. Es wird wenige Stände, Charaktere und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen. Wer er sei, woher er gekommen, wohin er gehe, weiß niemand. Daß er lang' in Ägypten gewesen, wie viele behaupten, und dort aus einer Pyramide seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn?"

„Nach dem äußern Anschein zu urteilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben."

„Und wie alt denken Sie, daß ich sei?"

„Nicht weit von funfzig."

29 ff. Daß . . . habe, was Cagliostro in seiner Verteidigungsschrift wegen des Halsbandprozesses von sich behauptete.

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich ein Bursche von siebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von diesem Wundermann erzählte, der ihn ungefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu sein scheint, in Famagusta gesehen hat —“

„Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Fesseln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig lassen würde. Es giebt glaubwürdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift kann ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Speise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen; von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher niemand ihn gesehen, in welcher er kein irdisches Geschäft verrichtet hat.“

„So?“ sagte der Prinz. „Und was ist dies für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch sein mag, er muß fort; welches Geschäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reißt ihn aus den Armen der Freundschaft, reißt ihn selbst vom Altar und würde ihn auch aus dem Todeskampf rufen. Niemand weiß, wo er dann hingeht, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen; denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf einmal, sobald diese gefürchtete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, daß jedem der Mut entfällt, ihm ins Gesicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille endigt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und alle, die um ihn sind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben oder die Thüre zu öffnen, durch die er gegangen ist.“

8 ff. Es ... haben. Im Comte de Gabalis S. 164 wird von Apollonius von Tyana behauptet: Il est vu en même jour en divers endroits du monde.

„Aber,“ fragte einer von uns, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft?“

„Nichts, als daß er bleich und abgemattet aussieht, ungefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafte Operation ausgestanden oder eine schreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehen haben; dieses aber lasse ich dahingestellt sein.“

„Und hat man es zum wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen oder ihn so in Zerstreuung zu verwickeln, daß er sie übersehen mußte?“

„Ein einziges Mal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht; alle Uhren waren mit Fleiß falsch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die gesetzte Stunde da war, verstummte er plötzlich und wurde starr; alle seine Gliedmaßen verharrten in derselben Richtung, worin dieser Zufall sie überraschte; seine Augen standen; sein Puls schlug nicht mehr; alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf und fuhr in der nämlichen Silbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Bestürzung verriet ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernst, daß man sich glücklich preisen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davongekommen zu sein. Aber die Stadt, worin ihm dieses begegnet war, verließ er noch an demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, daß er in dieser geheimnisvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sei ein Verstorbener, dem es verstattet sei, dreiundzwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und andre gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht.“

„Über einen so außerordentlichen Mann,“ sagte der Prinz, „kann es freilich nicht an abenteuerlichen Mutmaßungen fehlen.

20 ff. Auch Cagliostro heuchelte epileptische Zufälle, um seine Zuschauer zu erschrecken. Vgl. Goethes „Großkophta“ II, 5 (Nat.-Litt. X, S. 184). — 32 f. Apollonius von Tyana, vgl. Lucian, übers. von Wieland, III, 171. Comte de Gabalis, Amsterdam 1671, S. 162 ff. — 34. Joh. 21, 22 f.

Alles Bisherige aber haben Sie bloß von Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine besondere Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Verhehlen Sie uns nichts!"

Der Sizilianer sah uns mit einem zweifelhaften Blick an und schwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft," fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gerne laut machen wollen, so versichre ich Sie im Namen dieser beiden Herren der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen!"

„Wenn ich hoffen kann," fing der Mann nach einem langen Stillschweigen endlich an, „daß Sie solche nicht gegen mich zeugen lassen wollen, so will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel übrig lassen wird. Aber es muß mir erlaubt sein," setzte er hinzu, „einige Namen dabei zu verschweigen."

„Kann es nicht ohne diese Bedingung geschehen?"

„Nein, gnädigster Herr. Es ist eine Familie darein verwickelt, die ich zu schonen Ursache habe."

„Lassen Sie uns hören!" sagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre sein," fing der Sizilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glück meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimnisse große Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, daß der Marchese del M**nte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ungefähr sieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeschiedenheit von Menschen das Andenken eines teuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein schreckliches Schicksal entrissen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluß

über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er insbesondere, setzte er sehr bedeutend hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Ich wagte nicht, ihn um das Nähere zu befragen, und für damals blieb es bei dieser Erklärung. Die Sache selbst aber verhielt sich folgendergestalt:

„Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, weswegen er auch zu dem geistlichen Stand bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, so hieß dieser ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirat mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauses von C***tti zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet diese Verbindung bloß das Werk der elterlichen Konvenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rat gefragt wurden, so hatten sie dieselbe doch stillschweigend schon gerechtfertigt. Jeronymo del M**nte und Antonie C***tti waren miteinander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgang zweier Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständnis zwischen beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befestigt ward und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronymo kehrte ebenso treu und ebenso feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

„Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht aufs Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, daß er ungewöhnlich lang' ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; niemand wollte ihn gesehen haben. Von seinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß

ihn also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den schrecklichsten Mutmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algierischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet, und verschiedene von den Einwohnern seien gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken sie den Korsaren, vor welchem sie den Vorteil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, daß Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdeck zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehen ihn die beschädigten Schiffe aus; aber die Prise ist verschwunden, und die Not zwingt sie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos rauft sich der alte Marchese die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

„Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten; aber niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermutung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und daß seine ganze Mannschaft in den Fluten umgekommen sei.

„So scheinbar diese Vermutung war, so fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könnte. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geistlichen Stande entsagen und in die Rechte des Erstgebornen eintreten. So gewagt dieser Schritt und so ungerecht es an sich selbst war, diesen möglicherweise noch lebenden Bruder aus dem Besitz seiner natürlichen Rechte zu verdrängen, so glaubte man einer so entfernten Möglichkeit wegen das Schicksal eines alten glänzenden Stammes, der ohne diese Einrichtung erlosch, nicht aufs Spiel setzen zu dürfen. Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuch sank die

Hoffnung, den Verschwundenen wiederzufinden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern zu begünstigen. Um seine Verbindungen mit dem gräflichen Hause von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzos oder Jeronymos Gattin heißen. Die schwache Möglichkeit einer Wiedererscheinung des letztern kam gegen das gewisse und dringende Übel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frei zu sterben.

„Wer diesen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das meiste dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermeßlicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebenswürdigsten Geschöpfs, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmütigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre und sein Eigentum zurückfordern könnte. ‘Ist das Schicksal meines teuern Jeronymo,’ sagte er, ‘durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um alles bringt, was ihm das Teuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft anflehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegeneilen? Und gesetzt, er ist uns auf ewig entrissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unsern Zirkel gerissen hat? als wenn wir alle Hoffnungen auf seinem Grabe opfern und das, was sein war, gleich einem Heiligtum unberührt lassen?’

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikatesse ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszusöhnen, einen Stamm erlöschen zu sehen, der Jahrhunderte geblüht hatte. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altar führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen aufs eifrigste fortgesetzt. Lorenzo selbst that ver-

schiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wiederzufinden. Aber auch diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos wie alle vorigen."

„Und Gräfin Antonie?" fragte der Prinz. „Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben."

„Antoniens Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft, Abneigung und Bewunderung. Die uneigennützige Großmut der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgiltigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verräterische Empfindung hinterging ihn, und eine wütende Leidenschaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt jeder Versuchung überlegen geblieben war. Doch selbst noch auf Unkosten seines Herzens gab er den Eingebungen seines Edelmuts Gehör; er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davontrug, zeigte ihn ihrer nur um so würdiger, und die Großmut, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihrer Widersetzlichkeit jede Entschuldigung zu rauben.

„So standen die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches vielleicht dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir, zu erzählen; aus den Geständnissen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles übrige schließen. Da ich mir alle mystischen Bücher zu nutze machte, die

sich in der sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mein System von der unsichtbaren Welt mit seinen eigenen Meinungen in Übereinstimmung zu bringen. In kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte ebenso zuversichtlich auf die Begattungen der Philosophen mit Salamandrinnen und Sylphiden als auf einen Artikel des Kanons geschworen. Da er überdies sehr religiös war und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Märchen bei ihm desto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Mysticität so umstrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Kredit hatte, sobald es natürlich war. In kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Exaltation der menschlichen Natur und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die seit dem Verlust ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte und durch den schwärmerischen Flug ihrer Phantasie mit leidenschaftlichem Interesse zu Gegenständen dieser Gattung hingezogen ward, fing meine hingeworfenen Winke mit schaudernden Wohlbehagen auf; ja, sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaschen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art aneinander reihten.

„Ungefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Rittersitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Gebärden der Verzweiflung.

„Kapitän," sagte er, „mit mir ist es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten."

„Was ist Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?"

„O, diese fürchterliche Leidenschaft!" (Hier fuhr er mit Heftig-

6. Salamandrinnen und Sylphiden, weibliche Feuer- und Luftgeister. Der „Salamander" als Elementargeist des Feuers auch in „Wallensteins Tod" II, 2. — 15. Le Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secretes (par N. de Montfaucon, abbé de Villars). Paris 1670. Das Buch war eine übertreibende Satire auf den Aberglauben der Elementargeister, vermehrte aber diesen Aberglauben nur noch. — An Reinwald, den 7. März 1788: „So wie ich auch den Comte de Gabalis vergaß [den er aus der Meiningenschen Bibliothek geliehen hatte]. Diese 3 Bücher habe ich schon über den IIIten Teil extrahiert, und gleich nach Ostern werden sie zurückgesandt."

keit von dem Stuhle auf und warf sich in meine Arme.) — „Ich habe sie bekämpft wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr."

„Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —"

„Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Toten? O, lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ging' es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden."

„Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung —"

„Hoffnung! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, solange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? — Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden. — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen."

„Ist es diese Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann?"

„Glücklich? O, ich zweifle, ob ich es je wieder sein kann! Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammnis!" (Nach einigem Stillschweigen mäßigte er sich und fuhr mit Wehmut fort.) „Daß er meine Leiden sähe! — Kann sie ihn glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Toten wegen schmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual" — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) „vielleicht — ja, vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen."

„Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar sein?"

„Freund! Was sagen Sie?" — Er sah mich erschrocken an.

„Weit geringere Anlässe," fuhr ich fort, „haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders —"

„Das ganze zeitliche Glück! O, das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit!"

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine rechtmäßige Veranlassung sein, die unsichtbaren Mächte zum Beistand aufzufordern? Gewiß! wenn je eine irdische Angelegenheit dazu be-

rechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —"

„Um Gottes willen, Freund!" unterbrach er mich, „nichts mehr davon! Ehmals wohl, ich gesteh' es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir deucht, ich sagte Ihnen davon — aber ich hab' ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen."

„Sie sehen nun schon," fuhr der Sizilianer fort, „wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu citieren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hilfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Totgeglaubte noch lebe und auf den Ruf nicht erscheinen werde. Mißtrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunst war das einzige Hindernis, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akt, welche auch so sehr nach Wunsch einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigne Phantasie erhitzte und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —"

„Ich errate," rief der Prinz, „wen Sie uns jetzt aufführen werden — aber fahren Sie nur fort — fahren Sie fort —"

„Nein, gnädigster Herr. Die Beschwörung ging nach Wunsche vorüber."

„Aber wie? Wo bleibt der Armenier?"

„Fürchten Sie nicht," antwortete der Sizilianer, „der Armenier wird nur zu zeitig erscheinen.

„Ich lasse mich in keine Beschreibung des Gaukelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marchese, die junge Gräfin nebst ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von allem, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste Erkundigung einzuziehen. Verschiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, setzten mich in den Stand, der Erscheinung die täuschendste Ähnlichkeit zu geben, und weil ich den Geist nur durch Zeichen sprechen ließ, so konnte auch seine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Tote selbst erschien in barbarischem Sklavenkleid, eine tiefe Wunde am Halse. Sie bemerken," sagte der Sizilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Mutmaßung abging, die ihn in den Wellen umkommen lassen, weil ich Ursache hatte, zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieser Wendung die Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig vermehren würde, so wie mir im Gegenteil nichts gefährlicher schien als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche."

„Ich glaube, daß dies sehr richtig geurteilt war," sagte der Prinz, indem er sich zu uns wendete. „In einer Reihe außerordentlicher Erscheinungen müßte, deucht mir, just die wahrscheinlichere stören. Die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben, die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn mit Hilfe der bloß gewöhnlichen Vernunft herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird — denn wer wird nun das Übernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen," setzte der Prinz hinzu. „Vollenden Sie Ihre Erzählung!"

„Ich ließ," fuhr dieser fort, „die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr sein nenne auf dieser Welt und nichts darauf

hinterlassen habe, was ihm teuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fußboden liegend fand. Als die Gräfin ihn genauer ins Gesicht faßte, war es ihr Trauring."

„Ihr Trauring!" rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu diesem?"

„Ich — — — es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — — Ich hatte ihn — — es war nur ein nachgemachter." —

„Ein nachgemachter!" wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiß nie vom Finger brachte?"

„Das ist wohl wahr," sagte der Sizilianer nicht ohne Zeichen der Verwirrung — „aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauring gemacht hatte —"

„Die Ihnen wer gemacht hatte?"

„Schon vor langer Zeit," sagte der Sizilianer — — „es war ein ganz einfacher goldner Ring mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub' ich — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —"

„Wie erging es weiter?" sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man sich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben sei. Die Familie machte von diesem Tage an seinen Tod öffentlich bekannt und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und gab den Bewerbungen des Chevalier einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in welchen sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag sein, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.

„Es erschien dieser Tag, und Lorenzo empfing seine bebende

Braut am Altare. Der Tag ging unter, ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitsaal, und eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Fröhlichkeit teilte; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet, und willkommen war jeder, der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —"

Der Sizilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unsern Odem — —

„Unter diesem Gedränge also," fuhr er fort, „ließ mich derjenige, welcher zunächst an mir saß, einen Franziskanermönch bemerken, der unbeweglich wie eine Säule stand, langer, hagrer Statur und aschbleichen Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem einzigen vorüberzugehen, seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Büste unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust überraschte und gegen alles, was mich in diesem Augenblick umgab, auf eine so grelle Art abstach, um so tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichtszüge dieses Mönchs in der Physiognomie des Russen (denn Sie begreifen wohl schon, daß er mit diesem und Ihrem Armenier eine und dieselbe Person war) wiederzuerkennen, welches sonst schlechterdings unmöglich würde gewesen sein. Oft versucht' ich's, die Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden; aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf und fanden sie jedesmal unverändert. Ich stieß meinen Nachbar an, dieser den seinigen; dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine allgemeine plötzliche Stille; den Mönch störte sie nicht. Der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen jeden entsetzte diese Erscheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Gesicht dieses Fremdlings wieder und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstand in der Versammlung, der ihren Gram zu verstehen, zu teilen schien. Allgemach verlief sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an, stiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öder ward es,

und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitsaal; der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet.

„Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zusammen; der Mönch bleibt ungeladen in diesem engern Kreis. Ich weiß nicht, woher es kam, daß niemand ihn anreden wollte; niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden, Hilfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiderte ihn nicht.

„Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — eine gepreßte erwartungsvolle Stille — 'daß wir unter einander da so glücklich sind', hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien, 'daß wir so glücklich sind', sagte er, 'und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!' —

'Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben?' — fragte der Mönch. Es war das erste Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an.

'Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt', versetzte der Alte. 'Ehrwürdiger Herr, Ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo ist tot.'

'Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen', fuhr der Mönch fort — 'wer weiß, wie er aussehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letztenmal hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe.'

'Was soll das bedeuten?' murmelte alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich leugne nicht, daß mir das Haar anfing zu steigen.

„Der Mönch war unterdessen zum Schenktisch getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen setzte — 'das Andenken unsers teuern Jeronymo!' rief er. 'Wer den Verstorbenen lieb hatte, thue mir's nach!'

'Woher Ihr auch sein mögt, ehrwürdiger Herr', rief endlich der Marchese, 'Ihr habt einen teuern Namen genannt. Seid mir willkommen! — Kommt, meine Freunde!' (indem er sich gegen uns kehrte und die Gläser herumgehen ließ) 'laßt einen Fremd-

ling uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!'

„Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmem Mute getrunken.

'Ein Glas steht noch voll da — warum weigert sich mein Sohn Lorenzo, auf diesen freundlichen Trunk Bescheid zu thun?'

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er's an den Mund — 'meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!' stammelte er, und schauernd setzte er's nieder.

'Das ist meines Mörders Stimme', rief eine fürchterliche Gestalt, die auf einmal in unsrer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleide und entstellt von gräßlichen Wunden. — —

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr," sagte der Sizilianer, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesicht. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; niemand als der Geistliche war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm wenige Wochen nachher im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt, der seine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren.

„Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuche versteckt und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durch einander störte, entdeckte man ein Totengerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del M**nte ist erloschen, und in einem Kloster ohnweit Salerno zeigt man Ihnen Antoniens Grab."

„Sie sehen nun," fuhr der Sizilianer fort, als er sah, daß wir noch alle stumm und betreten standen, und niemand das Wort nehmen wollte, „Sie sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem russischen Offizier, oder diesem Armenier, gründet. Urteilen Sie jetzt, ob ich Ursache gehabt habe, vor einem Wesen zu zittern, das sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf."

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage," sagte der

Prinz und stand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen?“

„Ich weiß nicht anders,“ versetzte der Sizilianer.

„Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten?“

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? er gab mir keinen Ring — ich habe ja nicht gesagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut,“ sagte der Prinz, an der Glocke ziehend und im Begriff, wegzugehen. „Und den Geist des Marquis von Lanoy“ (fragte er, indem er noch einmal zurückkam), „den dieser Russe gestern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie also für einen wahren und wirklichen Geist?“

„Ich kann ihn für nichts anders halten,“ antwortete jener.

„Kommen Sie!“ sagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir sind fertig,“ sagte er zu diesem. „Sie, mein Herr“ (zu dem Sizilianer sich wendend), „sollen weiter von mir hören.“

„Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie selbst thun,“ sagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. „Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und echten?“

„Ich? Nein wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.“

„Nicht mehr? Also haben Sie es doch gethan?“

„Ich leugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

„Und ich will den sehen,“ rief ich aus, „der sich unter diesen Umständen einer ähnlichen Vermutung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.“

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Ernsthaftigkeit ins Wort. „Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem solchen zu thun gehabt haben?“ —

„Nein,“ sagte ich. „Aber sollte deswegen sein Zeugnis — —“

„Das Zeugnis eines Nichtswürdigen — gesetzt, ich hätte auch

weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft nicht in Anschlag kommen. Verdient ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerk gemacht hat, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt ebenso, als wenn ich einen gebrandmarkten Bösewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie bescholtene Unschuld zu klagen."

„Aber was für Gründe sollte er haben, einem Manne, den er so viele Ursachen hat zu hassen, wenigstens zu fürchten, ein so glorreiches Zeugnis zu geben?"

„Wenn ich diese Gründe auch nicht einsehe, soll er sie deswegen weniger haben? Weiß ich, in wessen Solde er mich belog? Ich gestehe, daß ich das ganze Gewebe seines Betrugs noch nicht ganz durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst gethan, daß er sich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmres — entlarvte."

„Der Umstand mit dem Ringe scheint mir freilich etwas verdächtig."

„Er ist mehr als das," sagte der Prinz, „er ist entscheidend. Diesen Ring (lassen Sie mich einstweilen annehmen, daß die erzählte Begebenheit sich wirklich ereignet habe) empfing er von dem Mörder, und er mußte in demselben Augenblick gewiß sein, daß es der Mörder war. Wer als der Mörder konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiß nie vom Finger ließ? Uns suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getäuscht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuschen. Wozu diesen Winkelzug, wenn er nicht selbst bei sich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er sein Verständnis mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preiszugeben für gut fand. Und ich sollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der elften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Mißklang betrat?"

„Ich kann Ihnen darauf nichts antworten," sagte ich. „Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich."

„Auch mir," versetzte der Prinz, „ob ich gleich in Versuchung geraten bin, einen Schlüssel dazu ausfindig zu machen."

„Wie?" sagte ich.

„Erinnern Sie sich nicht, daß die zwote Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zuging, das Kruzifix in die Hand faßte und auf den Teppich trat?"

„So schien mir's. Ja."

„Und das Kruzifix, sagt uns der Sizilianer, war ein Konduktor. Daraus sehen Sie also, daß sie eilte, sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte also nicht anders als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lähmte."

„Mit dem Degen hätte dieses seine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sizilianer auf sie abschoß, und welche wir langsam auf den Altar rollen hörten?"

„Wissen Sie auch gewiß, daß es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette oder der Mensch, der den Geist vorstellte, so gut umpanzert sein konnte, daß er schuß- und degenfest war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Pistolen geladen."

„Es ist wahr," sagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — „Der Russe hatte sie geladen. Aber dieses geschah vor unsern Augen; wie hätte da ein Betrug vorgehen können?"

„Und warum hätte er nicht sollen vorgehen können? Setzten Sie denn schon damals ein Mißtrauen in diesen Menschen, daß Sie es für nötig befunden hätten, ihn zu beobachten? Untersuchten Sie die Kugel, eh' er sie in den Lauf brachte, die ebenso gut eine quecksilberne oder auch nur eine bemalte Thonkugel sein konnte? Gaben Sie acht, ob er sie auch wirklich in den Lauf der Pistole oder nicht nebenbei in seine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — gesetzt, er hätte sie auch wirklich scharf geladen —, daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm und nicht vielmehr ein anderes Paar unterschob, welches so leicht anging, da es niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beschäftigt waren? Und konnte

die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andere Kugel, womit sie auf den Notfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmögliche?"

„Sie haben recht. Aber diese treffende Ähnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wiedererkannt."

„Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als daß die Täuschung aufs höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sizilianer nach einigen wenigen verstohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in sein Gemälde eine flüchtige Ähnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vorteil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Dose gemeint sei? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sizilianer anmerkte —, daß das Charakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich auch im Groben nachahmen lassen, wo bleibt dann das Unerklärbare in dieser ganzen Erscheinung?"

„Aber der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluß über Ihren Freund?"

„Wie? Sagte uns denn der Sizilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Beweist dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Überdies klangen die Antworten des Geistes so orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruch betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besaß und von den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte diese Gaukelei nicht noch geführt werden können?"

„Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläuftig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betrug von seiten des Armeniers hätten sein müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumalen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele

Zeit, diesen untergeschobenen Geist so gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrtum gesichert war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Russe nicht über eine halbe Stunde ausblieb. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichste war? — Wahrlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zwischenakt so viel Handlung aufgelastet, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemutet haben."

„Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?"

„In der That," rief ich, „für so gut als unmöglich." —

„Diese Redensart verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hilfe seiner vielleicht ebenso gewandten Kreaturen in der Hülle der Nacht, von niemand beobachtet, mit allen Hilfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zustande bringen könnte? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt, zu glauben, daß er mit Hilfe weniger Worte, Befehle oder Winke seinen Helfershelfern weitläuftige Aufträge geben, weitläuftige und zusammengesetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas andres als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen?"

„Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehen, daß sie weit über unsre Begriffe geht."

„Beinahe hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten,"

sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. „Wie, lieber Graf, wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieser halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sizilianer beinahe drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte."

„Der Sizilianer, gnädigster Herr!"

„Und womit beweisen Sie mir denn, daß der Sizilianer an dem zweiten Gespenste nicht ebenso vielen Anteil gehabt habe als an dem ersten?"

„Wie, gnädigster Herr?"

„Daß er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß beide nicht mit einander unter Einer Decke liegen?"

„Das möchte schwer zu erweisen sein," rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Anschlag auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, daß sich unter ihren beiderseitigen Operationen eine so auffallende Harmonie, ein so durchdachtes Einverständnis fände, daß einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe sich des gröbern Gaukelspiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeschickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuspähen, um sich durch diesen Versuch, der unbeschadet seines übrigen Planes verunglücken konnte, mit seinem Subjekte zu familiarisieren, kurz, um sein Instrument damit anzuspielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerksamkeit auf einer Seite vorsätzlich aufforderte und wachsam erhielt, sie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einschlummern zu lassen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünschte, daß sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen."

„Wie meinen Sie das?"

„Lassen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime Nachrichten — vielleicht

gar Dokumente — zu erhalten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermisse meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sei? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter diese Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter kann plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt also diesen Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag auf mich haben muß. Von dem Dasein und den Absichten dieses Menschen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich also auch entdecken mag, so wird mein Verdacht auf niemand anders als auf diesen Gaukler fallen; und zu den Nachforschungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sizilianer seinen Namen geben. Dieses war die Puppe, mit der er mich spielen läßt, während daß er selbst, unbeobachtet und unverdächtig, mit unsichtbaren Seilen mich umwindet."

„Sehr gut! Aber wie läßt es sich mit diesen Absichten reimen, daß er selbst diese Täuschung zerstören hilft und die Geheimnisse seiner Kunst profanen Augen preisgiebt? Muß er nicht fürchten, daß die entdeckte Grundlosigkeit einer bis zu einem so hohen Grad von Wahrheit getriebenen Täuschung, wie die Operation des Sizilianers doch in der That war, Ihren Glauben überhaupt schwächen und ihm also seine künftigen Plane um ein Großes erschweren würde?"

„Was sind es für Geheimnisse, die er mir preisgiebt? Keines von denen zuverlässig, die er Lust hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat also durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegenteil gewonnen, wenn dieser vermeintliche Triumph über Betrug und Taschenspielerei mich sicher und zuversichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbestimmt umherschweifenden Argwohn auf Gegenständen zu fixieren, die von dem eigentlichen Ort des Angriffs am weitesten entlegen sind? — Er konnte erwarten, daß ich früher oder später aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antrieb den Schlüssel zu seinen Wundern in der Taschenspielerkunst aufsuchen würde. — Was konnte er Beßres thun, als daß er sie selbst neben einander stellte, daß er mir gleichsam den Maßstab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künstliche Grenze setzte, meine

Begriffe von den erstern desto mehr erhöhte oder verwirrte? Wie viele Mutmaßungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!"

„So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuschen wollte, schärfte und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entlarvung eines so künstlichen Betrugs überhaupt schwächte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Plans, wenn er ja einen gehabt hat."

„Er hat sich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger scharf geurteilt. Konnte er voraussehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtnis bleiben würde, welches der Schlüssel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plan, daß mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blößen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sizilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — Und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Mißtrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meinung nicht, daß uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreierton vorposaunen sollte — daß er uns jene Märchen aufschüsseln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Stirne kann dieser Betrüger vorgeben, daß sein Wunderthäter auf den Glockenschlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unserer Mitte gesehen?"

„Das ist wahr," rief ich. „Das muß er vergessen haben!"

„Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, daß sie solche Aufträge übertreiben und durch das Zuviel alles verschlimmern, was ein bescheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte."

„Ich kann es demungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr als ein angestelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sizilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zustand dieses Menschen, der uns selbst Erbarmen einflößte — alles dieses wäre nur eine eingelernte Rolle gewesen? Zugegeben, daß sich das theatralische Gaukelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Acteurs doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten."

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick gesehen — Und waren wir in diesem Augenblick kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieses Menschen prüfen, da uns der unsrige übermeisterte? Überdies ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht so gewaltsame Symptome erzeugen kann als die Überraschung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermutete Erscheinung der Häscher —"

„Eben diese, gnädigster Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloßzustellen? die Treue seiner Kreatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?"

„Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muß. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Und lassen Sie auch dieses Vorgeben zu den übrigen Märchen gehören — wie viel wird es ihm wohl kosten, diesem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?"

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen nur zu sehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unsichtbar geworden sei.)

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Weg als auf diesem gewaltsamen konnte er dem Sizilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Beichte abfordern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer als ein verzweifelter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschließen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm geglaubt?"

„Alles zugegeben, gnädigster Prinz," sagte ich endlich. „Beide Erscheinungen sollen Gaukelspiele gewesen sein; dieser Sizilianer soll uns meinethalben nur ein Märchen aufgeheftet haben, das ihm sein Prinzipal einlernen ließ; beide sollen zu Einem Zweck, mit einander einverstanden, wirken, und aus diesem Einverständnis sollen alle jene wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben. Jene Prophezeiung auf dem Markusplatz, das erste Wunder, welches

alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichtsdestoweniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?“

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeiung — ich bekenn' es Ihnen — geht über meine Fassungskraft. Stünde sie einzeln da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser niedrigen Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig.“ —

„Zugegeben, gnädigster Herr! Unbegreiflich bleibt sie aber doch, und ich fordere alle unsre Philosophen auf, mir einen Aufschluß darüber zu erteilen.“

„Sollte sie aber wirklich so unerklärbar sein?“ fuhr der Prinz fort, nachdem er sich einige Augenblicke besonnen hatte. „Ich bin weit entfernt, auf den Namen eines Philosophen Ansprüche zu machen, und doch könnte ich mich versucht fühlen, auch zu diesem Wunder einen natürlichen Schlüssel aufzusuchen oder es lieber gar von allem Schein des Außerordentlichen zu entkleiden.“

„Wenn Sie das können, mein Prinz, dann,“ versetzte ich mit sehr unglaubigem Lächeln, „sollen Sie das einzige Wunder sein, das ich glaube.“

„Und zum Beweise,“ fuhr er fort, „wie wenig wir berechtigt sind, zu übernatürlichen Kräften unsre Zuflucht zu nehmen, will ich Ihnen zwei verschiedene Auswege zeigen, auf welchen wir diese Begebenheit, ohne der Natur Zwang anzuthun, vielleicht ergründen.“

„Zwei Schlüssel auf einmal! Sie machen mich in der That höchst neugierig.“

„Sie haben mit mir die nähern Nachrichten von der Krankheit meines verstorbenen Cousins gelesen. Es war in einem Anfall von kaltem Fieber, wo ihn ein Schlagfluß tötete. Das Außerordentliche dieses Todes, ich gestehe es, trieb mich an, das Urteil einiger Ärzte darüber zu vernehmen, und was ich bei dieser Gelegenheit in Erfahrung brachte, leitet mich auf die Spur dieses Zauberwerks. Die Krankheit des Verstorbenen, eine der seltensten und fürchterlichsten, hat dieses eigentümliche Symptom, daß sie während des Fieberfrostes den Kranken in einen tiefen, unerweck-

lichen Schlaf versenkt, der ihn gewöhnlich bei der zweiten Wiederkehr des Paroxysmus apoplektisch tötet. Da diese Paroxysmen in der strengsten Ordnung und zur gesetzten Stunde zurückkehren, so ist der Arzt von demselben Augenblick an, als sich sein Urteil über das Geschlecht der Krankheit entschieden hat, auch in den Stand gesetzt, die Stunde des Todes anzugeben. Der dritte Paroxysm eines dreitägigen Wechselfiebers fällt aber bekanntlich in den fünften Tag der Krankheit — und gerade nur so viel Zeit bedarf ein Brief, um von ***, wo mein Cousin starb, nach Venedig zu gelangen. Setzen wir nun, daß unser Armenier einen wachsamen Korrespondenten unter dem Gefolge des Verstorbenen besitze — daß er ein lebhaftes Interesse habe, Nachrichten von dort her zu erhalten, daß er auf mich selbst Absichten habe, die ihm der Glaube an das Wunderbare und der Schein übernatürlicher Kräfte bei mir befördern hilft — so haben Sie einen natürlichen Aufschluß über jene Wahrsagung, die Ihnen so unbegreiflich deucht. Genug, Sie ersehen daraus die Möglichkeit, wie mir ein Dritter von einem Todesfall Nachricht geben kann, der sich in dem Augenblick, wo er ihn meldet, vierzig Meilen weit davon ereignet."

„In der That, Prinz, Sie verbinden hier Dinge, die, einzeln genommen, zwar sehr natürlich lauten, aber nur durch etwas, was nicht besser ist als Zauberei, in diese Verbindung gebracht werden können."

„Wie? Sie erschrecken also vor dem Wunderbaren weniger als vor dem Gesuchten, dem Ungewöhnlichen? Sobald wir dem Armenier einen wichtigen Plan, der mich entweder zum Zweck hat oder zum Mittel gebraucht, einräumen — und müssen wir das nicht, was wir auch immer von seiner Person urteilen? — so ist nichts unnatürlich, nichts gezwungen, was ihn auf dem kürzesten Wege zu seinem Ziele führt. Was für einen kürzeren Weg giebt es aber, sich eines Menschen zu versichern, als das Kreditiv eines Wunderthäters? Wer widersteht einem Manne, dem die Geister unterwürfig sind? Aber ich gebe Ihnen zu, daß meine Mutmaßung gekünstelt ist; ich gestehe, daß sie mich selbst nicht befriedigt. Ich bestehe nicht darauf, weil ich es nicht der Mühe wert halte, einen künstlichen und überlegten Entwurf zu Hilfe zu nehmen, wo man mit dem bloßen Zufall schon ausreicht."

„Wie?" fiel ich ein, „es soll bloßer Zufall — —"

„Schwerlich etwas mehr!" fuhr der Prinz fort. „Der Ar-

menier wußte von der Gefahr meines Cousins. Er traf uns auf dem St. Markusplatze. Die Gelegenheit lud ihn ein, eine Prophezeiung zu wagen, die, wenn sie fehlschlug, bloß ein verlornes Wort war — wenn sie eintraf, von den wichtigsten Folgen sein konnte. Der Erfolg begünstigte diesen Versuch — und jetzt erst mochte er darauf denken, das Geschenk des Ungefährs für einen zusammenhängenden Plan zu benutzen. — Die Zeit wird dieses Geheimnis aufklären oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund" (indem er seine Hand auf die meinige legte und eine sehr ernsthafte Miene annahm), „ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Gaukelspiels bedürfen, oder er wird es verachten."

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren, und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er sich blind und unbesonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht alle — fährt der Graf von O** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf seine Schwachheit herabsehen und im stolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieser glücklichen Vorbereitung dessenungeachtet fallen sieht; wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichtsdestoweniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Thorheit spotten, als über die Größe des Bubenstücks erstaunen, dem eine so wohl verteidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Anteil haben; denn er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist geendigt; längst hat sich seine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längst steht, wenn die Welt dieses lieset; aber — man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines teuersten Freundes unfreiwillig fällt — aber zur Steuer der Gerechtigkeit schreib' ich es nieder: Er war ein edler Mensch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen sich bethören ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach diesen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von O** zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüt des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden und sich damit begnügt, die rohen und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die bessern Ideen, die sich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seien ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze, und man thue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinthen zu verirren. Dennoch zog ihn ein entgegengesetzter Hang unwiderstehlich zu Untersuchungen hin, die damit in Verbindung standen.

Eine bigotte, knechtische Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man ihn anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das zuverlässigste Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Eltern zu versichern.

Diese schwarze, nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen; selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Ergebung. Allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand die Religion im Wege; mit allem, woran sein jugendliches Herz sich hängte, lag sie im Streite; er lernte

sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählich ein stiller Groll gegen sie in seinem Herzen, welcher mit einem respektvollen Glauben und blinder Furcht in seinem Kopf und Herzen die bizarreste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor dem er in gleichem Grade Abscheu und Ehrfurcht fühlte.

Kein Wunder, daß er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm wie ein leibeigener Sklave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt; weil er nicht gewartet hatte, bis seine reifere Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte; weil er ihm als ein Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigentumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so mußte er auch nach noch so großen Distraktionen immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Daß sich ein solcher fand, wird, wenn man es noch nicht erraten hat, der Verfolg dieser Geschichte ausweisen.

Die Geständnisse des Sizilianers ließen in seinem Gemüt wichtigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand wert war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davongetragen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, diesen Betrug aufzulösen, schien ihn selbst überrascht zu haben. In seinem Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrtum noch nicht so genau von einander gesondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechseln; daher kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines religiösen Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier wie einem unerfahrnen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Eigenschaften und Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkt an regte sich eine Zweifelsucht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Es halfen mehrere Dinge zusammen, ihn in dieser Gemütslage zu erhalten und noch mehr darin zu befestigen. Die Einsamkeit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf und mußte einer zerstreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerksamkeiten, die er erwidern mußte, Etikette, die er seinem Range schuldig war, rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand sowohl als seine persönlichen Eigenschaften öffneten ihm die geistvollesten Zirkel in Venedig; bald sah' er sich mit den hellsten Köpfen der Republik, Gelehrten sowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchen sein Geist sich bisher eingeschlossen hatte. Er fing an, die Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen und das Bedürfnis höherer Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch sonst begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachteiligen Kontrast, und seine Fremdheit in den bekanntesten Dingen setzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er so sehr als das Lächerliche. Das ungünstige Vorurteil, das auf seinem Geburtslande haftete, schien ihm eine Aufforderung zu sein, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in seinem Charakter, daß ihn jede Aufmerksamkeit verdroß, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werte danken zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demütigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glänzten und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphierten. In einer solchen Gesellschaft sich als Prinz unterschieden zu sehen, war jederzeit eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Namen schon von jeder Konkurrenz ausgeschlossen zu sein. Alles dieses zusammengenommen überführte ihn von der Notwendigkeit, seinem Geist die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war.

Er wählte dazu die modernste Lektüre, der er sich mit allem dem Ernste hingab, womit er alles, was er vornahm, zu be-

handeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweise immer auf solche stoßen, bei denen weder seine Vernunft noch sein Herz viel gebessert waren. Und auch hier waltete sein Lieblingshang vor, der ihn immer zu allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem Reize hinzog. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedächtnis; seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Fächer seines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Stil des einen riß seine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern seine Vernunft verstrickten. Beiden wurde es leicht, sich einen Geist zu unterjochen, der ein Raub eines jeden war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit aufdrang.

Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesem konsequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Daß ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubensreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewisse geschlossene Gesellschaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Schein einer edeln vernünftigen Geistesfreiheit die zügelloseste Licenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends besser aufgehoben sein als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vorteil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Zügel weniger findet und durch keinen Nimbus von Heiligkeit, der so oft profane Augen blendet, zurückgeschreckt wird. Und dieses war der Fall bei dem Bucentauro, dessen mehreste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie und durch Sitten, die einer solchen Führerin

würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften.

Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innersten Heiligtums nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte, wenigstens solange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz, alle konventionellen Unterscheidungszeichen ablegen und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng, weil nur Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebildetsten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier wie in seinem Mittelpunkte zusammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu sein, war der Rückweg gefährlich, und falsche Scham sowohl als Sorge für seine Sicherheit zwangen ihn, sein inneres Mißfallen zu verbergen.

Aber schon durch die bloße Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und ihren Gesinnungen, wenn sie ihn auch nicht zur Nachahmung hinrissen, ging die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verloren. Sein durch so wenig gründliche Kenntnisse unterstützter Verstand konnte ohne fremde Beihilfe die feinen Trugschlüsse nicht lösen, womit man ihn hier verstrickt hatte, und unvermerkt hatte dieses schreckliche Korrosiv alles — beinahe alles verzehrt, worauf seine Moralität ruhen sollte. Die natürlichen Stützen seiner Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entscheidenden Augenblick verließen und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten willkürlichen zu halten, die man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von diesem Abgrund zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erst lange nachher bekannt worden bin, als das Übel schon geschehen war,

so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine schätzbare Bekanntschaft des Prinzen, dessen kalter Kopf jeder Art von Täuschung widerstand, und der ihm unfehlbar zu einer sichern Stütze hätte dienen können, verließ uns zu dieser Zeit, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äußerst beschränkte Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Übel als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wußten sie nichts als die Machtsprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegenzusetzen, die ihn entweder aufbrachten oder belustigten; er übersah sie gar zu leicht, und sein überlegner Verstand brachte diese schlechten Verteidiger der guten Sache bald zum Schweigen. Den andern, die sich in der Folge seines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu versenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da schon alles!

Der Einfluß dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zusehends in Venedig Glück machte und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fing er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tage weniger, auch sahen wir uns seltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustbarkeit drängte die andre, ein Fest das andre, eine Glückseligkeit die andre. Er war die Schöne, um welche alles buhlt, der König und der Abgott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kam ihm alles so entgegen, alles war trefflich, was von seinen Lippen kam, und wenn er schwieg, so war es ein Raub an der Gesellschaft. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Mut und Zuversicht zu sich selbst gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eignen Wert erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geiste widerfahren ließ, die ihm ohne dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete

Selbstgefühl notwendig hätte verdächtig werden müssen. Jetzt aber war diese allgemeine Stimme nur die Bekräftigung dessen, was sein selbstzufriedener Stolz ihm im stillen sagte — ein Tribut, der ihm, wie er glaubte, von Rechts wegen gebührte. Unfehlbar würde er dieser Schlinge entgangen sein, hätte man ihn zu Atem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, seinen eignen Wert mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber seine Existenz war ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Je höher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Anspannung verzehrte ihn langsam; selbst aus seinem Schlaf war die Ruhe geflohen. Man hatte seine Blößen durchschaut und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es seine redlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopf geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenstände seines Spottes zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälschende Stimme seines Herzens die Taumeleien seines Kopfes bekämpfte, so war mehr Bitterkeit als fröhlicher Mut in seinem Witze. Sein Naturell fing an, sich zu ändern, Launen stellten sich ein. Die schönste Zierde seines Charakters, seine Bescheidenheit verschwand; Schmeichler hatten sein treffliches Herz vergiftet. Die schonende Delikatesse des Umgangs, die es seine Kavaliers sonst ganz vergessen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht selten einem gebieterischen, entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abstand der Geburt, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, und den er selbst wenig achtete, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hause doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Gesellschaft nicht hatten angehen dürfen, so sahen ihn seine eigenen Leute selten anders als finster, mürrisch und unglücklich, während daß er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beseelte. Mit teilnehmendem Leiden sahen wir ihn auf dieser gefährlichen Bahn hinwandeln; aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die

schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr und war jetzt auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souveräns, die ich auch dem feurigsten Interesse der Freundschaft nicht nachsetzen durfte. Eine unsichtbare Hand, die sich mir erst lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte durch meine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abschied vom Prinzen ward mir schwer; aber ihm war er desto leichter. Schon seit geraumer Zeit waren die Bande erschlafft, die ihn an mich gekettet hatten. Aber sein Schicksal hatte meine ganze Teilnehmung erweckt; ich ließ mir deswegen von dem Baron von F*** versprechen, mich durch schriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch aufs gewissenhafteste gehalten hat. Von jetzt an bin ich also auf lange Zeit kein Augenzeuge dieser Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen und diese Lücke durch Auszüge aus seinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorstellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige ist, so habe ich dennoch an seinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leser die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Erster Brief.

Mai 17**.

Dank Ihnen, sehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubnis erteilt haben, auch abwesend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzusetzen, der während Ihres Hierseins meine beste Freude ausmachte. Hier, das wissen Sie, ist niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewisse Dinge herauszulassen — was Sie mir auch dagegen sagen mögen, dieses Volk ist mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden ist, und seitdem vollends Sie uns entrissen sind, bin ich mitten in dieser volkreichen Stadt verlassen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wissen ihm die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir teilen muß. Und was hätte er sich auch darüber zu grämen? Er sieht und verlangt in dem Prinzen nichts als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wissen, wie nahe

ich das Wohl und Weh unsers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie sehr ich Ursache dazu habe. Sechzehn Jahre sind's, daß ich um seine Person lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in seine Dienste, und seit dieser Zeit hat mich kein Schicksal von ihm getrennt. Unter seinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle seine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden. Ich lebe in seiner Glückseligkeit. Bis auf dieses unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm gesehen, wie in einem heitern Sonnenschein hab' ich in seinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück; und alles dies soll mir nun in diesem unseligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns sind, hat sich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** ist vorige Woche mit einer zahlreichen Suite hier angelangt und hat unserm Zirkel ein neues tumultuarisches Leben gegeben. Da er und unser Prinz so nahe verwandt sind und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zusammen stehen, so werden sie sich während seines hiesigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeste dauern soll, wenig von einander trennen. Der Anfang ist schon bestens gemacht; seit zehn Tagen ist der Prinz kaum zu Atem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich sehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er sich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei ist, er hat unsern Prinzen damit angesteckt, weil er sich nicht wohl davon ausschließen konnte und bei dem besondern Verhältnis, das zwischen beiden Häusern obwaltet, dem bestrittenen Range des seinigen hier etwas schuldig zu sein glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unser Abschied von Venedig herannaht, wodurch er ohnehin überhoben wird, diesen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man sagt, ist in Geschäften des ***Ordens hier, wobei er sich einbildet, eine wichtige Rolle zu spielen. Daß er von allen Bekanntschaften unsers Prinzen sogleich Besitz genommen haben werde, können Sie sich leicht einbilden. In den Bucentauro besonders ist er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm seit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den starken Geist zu spielen, wie er sich denn auch in seinen Korrespondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur

den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Ein vielversprechendes Äußere, beschäftigte Augen, eine Miene voll Kunstverständigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur (vergönnen Sie mir dieses Wort) und eine fürstliche Herablassung zu Menschengefühlen, dabei eine heroische Zuversicht auf sich selbst und eine alles niedersprechende Beredsamkeit. Wer könnte bei so glänzenden Eigenschaften einer K. H. seine Huldigung versagen? Wie indessen der stille, wortarme und gründliche Wert unsers Prinzen neben dieser schreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unsrer Einrichtung sind seit der Zeit viele und große Veränderungen geschehen. Wir haben ein neues, prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unsre Suite hat sich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. d. m. — alles geht jetzt ins Große. Sie haben während Ihres Hierseins über Aufwand geklagt — jetzt sollten Sie erst sehen!

Unsre innern Verhältnisse sind noch die alten, — außer daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, womöglich noch einsilbiger und frostiger gegen uns geworden ist, und daß wir ihn jetzt außer dem An- und Auskleiden wenig haben. Unter dem Vorwand, daß wir das Französische schlecht und das Italienische gar nicht reden, weiß er uns von seinen mehresten Gesellschaften auszuschließen, wodurch er mir für meine Person eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube das Wahre davon einzusehen: er schämt sich unserer — und das schmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unsern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wissen wollen) bedient er sich jetzt fast ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wissen, nach Entweichung unsers Jägers in seine Dienste nahm, und der ihm jetzt bei dieser neuen Lebensart ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt alles in Venedig, und alles weiß er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte, tausend Hände in Bewegung setzen könnte. Er bewerkstellige dieses mit Hilfe der Gondoliers, sagt er. Dem Prinzen kommt er dadurch ungemein zu statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Gesichtern bekannt macht, die diesem in seinen Gesellschaften vorkommen; und die geheimen Notizen, die

er giebt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei spricht und schreibt er das Italienische und das Französische vortrefflich, wodurch er sich auch bereits zum Sekretär des Prinzen aufgeschwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menschen dieses Standes in der That selten ist. Neulich ließ ein angesehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen. Der Gegenstand war eine sonderbare Beschwerde über Biondello. Der Prokurator, sein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger gewesen sein mochte, hatte mit seinen Verwandten in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, die ihn auch, womöglich, noch überleben sollte. Sein ganzes ausschließendes Vertrauen hatte Biondello, bei dem er alle Geheimnisse niederzulegen pflegte; dieser mußte ihm noch am Todbette angeloben, sie heilig zu bewahren und zum Vorteil der Verwandten niemals Gebrauch davon zu machen; ein ansehnliches Legat sollte ihn für diese Verschwiegenheit belohnen. Als man sein Testament eröffnete und seine Papiere durchsuchte, fanden sich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufschluß geben konnte. Dieser leugnete hartnäckig, daß er etwas wisse, ließ den Erben das sehr beträchtliche Legat und behielt seine Geheimnisse. Große Erbietungen wurden ihm von seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil sie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Haupterbe, dieser Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die schon geschehen waren, wenn Biondello seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürsprache des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären; er leugnete auch nicht, daß der Verstorbene im Haß gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sei; „aber," setzte er hinzu, „er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im festen Vertrauen auf meine Redlichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um so weniger darf ich seine einzige Hoffnung hintergehen." Zugleich ließ er merken, daß diese Eröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ist das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so löblichen Gesinnung wankend zu machen. Diese seltene

Treue, die er gegen seinen verstorbenen Herrn bewies, hat ihm das uneingeschränkte Vertrauen des lebenden gewonnen.

Leben Sie glücklich, liebster Freund! Wie sehne ich mich nach dem stillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr ist. Das Element, worin er jetzt lebt, ist dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich sein kann, oder eine sechzehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen. Leben Sie wohl!

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut sein würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet; ich bin mit ihm ausgesöhnt.

Der Prinz ließ sich neulich bei später Nacht aus dem Bucentauro nach Hause tragen; zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, zerbricht, und der Prinz sieht sich genötigt, den Rest des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle, abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tagesanbruch war, so brannten die Lampen dunkel oder waren schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen sein, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt sei. Die Ähnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuscht, und anstatt in St. Markus überzusetzen, befand man sich im Sestiere von Castello. Es war in einer der abgelegensten Gassen, und nichts Lebendes weit und breit; man mußte umkehren, um sich in einer Hauptstraße zu orientieren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet, wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen, und mit dem entschlossenen Mut, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerls sind eben im Begriff, einen Vierten niederzustoßen, der sich mit seinem Begleiter nur noch schwach verteidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödlichen

Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen bestürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegenen Ort auf keine Überraschung versehen hatten, daß sie nach einigen leichten Dolchstichen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erschöpft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, daß er den Marchese von Civitella, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marchese viel Blut verlor, so machte Biondello, so gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Palast seines Oheims geschafft wurde, der am nächsten gelegen war, und wohin er ihn selbst begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verraten. Gleich den folgenden Morgen erschien der Kardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Bucentauro. Der Besuch dauerte eine Stunde; der Kardinal war in großer Bewegung, als sie herauskamen; Thränen standen in seinen Augen; auch der Prinz war gerührt. Noch an demselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgestattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beste versichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöße unsicher gemacht und ihre Stärke gebrochen. Seit diesem Vorfall verstrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Kardinals Besuche gegeben oder empfangen hätte, und eine starke Freundschaft fängt an, sich zwischen ihm und diesem Hause zu bilden.

Der Kardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, majestätisch von Ansehn, voll Heiterkeit und frischer Gesundheit. Man hält ihn für einen der reichsten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeßliches Vermögen soll er noch sehr jugendlich verwalten und bei einer vernünftigen Sparsamkeit keine Weltfreude verschmähen. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Oheim nicht immer im besten Vernehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens ist, so soll doch die Aufführung des Neffen auch die höchste Toleranz erschöpfen. Seine freien Grundsätze und seine zügellose Lebensart, unglücklicherweise durch alles unterstützt, was Laster schmücken und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch diesen letzten Angriff soll er sich,

wie man behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlin des **schen Gesandten angesponnen hatte; anderer schlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Ansehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieses abgerechnet, wäre letzterer der beneidetste Mann in ganz Italien, weil er alles besitzt, was das Leben wünschenswürdig machen kann. Mit diesem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle seine Gaben zurück und vergällt ihm den Genuß seines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von Biondello. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz erhitzt und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlicht war ausgelöscht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hause seinen Liebschaften nachgegangen war. Der Prinz entschließt sich also, selbst aufzustehen, um einen seiner Leute zu errufen. Er ist noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegenschallt. Er geht wie bezaubert dem Schall nach und findet Biondello auf seinem Zimmer auf der Flöte blasend, seine Kameraden um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen und befiehlt ihm, fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporiert dieser nun dasselbe schmelzende Adagio mit den glücklichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, daß er sich getrost in der besten Kapelle hören lassen dürfte.

„Ich muß diesen Menschen entlassen,“ sagte er mir den Morgen darauf; „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienst zu belohnen.“ Biondello, der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. „Gnädigster Herr,“ sagte er, „wenn Sie das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.“

„Du bist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen,“ sagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke sein.“

„Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.“

„Und ein solches Talent zu vernachlässigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben.“

„So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.“

Und dazu wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer zunächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schlummer wiegen und mit Musik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat mit der Erklärung, der Prinz möchte ihm erlauben, diese zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponieren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nötig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächstens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch sein möge, es ist ihm zum voraus gewährt.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marchese von Civitella, der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Onkel, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen lassen, und seit diesem Tage folgt er ihm wie sein Schatten. Von diesem Marchese hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr liebenswürdiger Mensch von Ansehn und unwiderstehlich im Umgang. Es ist nicht möglich, ihm gram zu sein; der erste Anblick hat mich erobert. Denken Sie sich die bezaubernste Figur, mit Würde und Anmut getragen, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offne einladende Miene, einen einschmeichelnden Ton der Stimme, die fließendste Beredsamkeit, die blühendste Jugend, mit allen Grazien der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringschätzigen Stolz, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili so unerträglich fällt. Alles an ihm atmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausschweifungen muß man mir weit übertrieben haben; nie sah' ich ein vollkommneres, schöneres Bild der Gesundheit. Wenn er wirklich so schlimm ist, als mir Biondello sagt, so ist es eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann.

Gegen mich war er gleich sehr offen. Er gestand mir mit

der angenehmsten Treuherzigkeit, daß er bei seinem Onkel, dem Kardinal, nicht am besten angeschrieben stehe und es wohl auch verdient haben möge. Er sei aber ernstlich entschlossen, sich zu bessern, und das Verdienst davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch diesen mit seinem Onkel wieder ausgesöhnt zu werden, weil der Prinz alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und beides hoffe er sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn und behandelt ihn mit der Wachsamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieses Verhältnis giebt auch ihm gewisse Rechte an den Prinzen, die er sehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er ist bei allen Partieen, an denen der Prinz teilnimmt; für den Bucentauro ist er — und das ist sein Glück! — bis jetzt nur zu jung gewesen. Überall, wo er sich mit dem Prinzen einfindet, entführt er diesen der Gesellschaft durch die feine Art, womit er ihn zu beschäftigen und auf sich zu ziehen weiß. Niemand, sagen sie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Riesenwerk gelänge. Ich fürchte aber sehr, das Blatt möchte sich vielmehr wenden, und der Führer bei seinem Zögling in die Schule gehen, wozu sich auch bereits alle Umstände anzulassen scheinen.

Der Prinz von **d** ist nun abgereist, und zwar zu unserm allerseitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich vorausgesagt habe, liebster O**, ist auch richtig eingetroffen. Bei so entgegengesetzten Charakteren, bei so unvermeidlichen Kollisionen konnte dieses gute Vernehmen auf die Dauer nicht bestehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, so entstand ein bedenkliches Schisma in der spirituellen Welt, das unsern Prinzen in Gefahr setzte, die Hälfte seiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er sich nur sehen ließ, fand er diesen Nebenbuhler in seinem Wege, der gerade die gehörige Dosis kleiner List und selbstgefälliger Eitelkeit besaß, um jeden noch so kleinen Vorteil geltend zu machen, den ihm der Prinz über sich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunstgriffe zu Gebote standen, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbstgefühl untersagte, so konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf seiner Seite hatte und an der Spitze einer Partie

prangte, die seiner würdig war.*) Das Vernünftigste wäre freilich wohl gewesen, mit einem Gegner dieser Art sich in gar keinen Wettkampf einzulassen, und einige Monate früher wäre dies gewiß die Partie gewesen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er schon zu weit in den Strom gerissen, um das Ufer so schnell wieder erreichen zu können. Diese Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umstände, einen gewissen Wert bei ihm erlangt, und hätte er sie auch wirklich verachtet, so erlaubte ihm sein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entsagen, wo sein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entschluß als für ein Geständnis seiner Niederlage würde gegolten haben. Das unselige Hin- und Wiederbringen schneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geist von Rivalität, der seine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um also seine Eroberungen zu bewahren und sich auf dem schlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt angewiesen hatte, glaubte er, die Gelegenheiten häufen zu müssen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürstlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel. Und weil sich diese seltsame Raserei bald auch der beiderseitigen Suite und Dienerschaft mitteilte, die, wie Sie wissen, über den Artikel der Ehre noch weit wachsamer zu halten pflegt als ihre Herrschaft, so mußte er dem guten Willen seiner Leute durch seine Freigebigkeit zu Hilfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armseligkeiten, alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der sich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überschleichen ließ!

Den Nebenbuhler sind wir zwar nun los; aber was er verdorben hat, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle ist erschöpft; was er durch eine weise Ökonomie seit Jahren erspart hat, ist dahin; wir müssen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er sich nicht in Schulden stürzen soll, wovor er sich bis jetzt auf das sorgfältigste gehütet hat. Die Abreise ist auch fest beschlossen, sobald nur erst frische Wechsel da sind.

Möchte indes aller dieser Aufwand gemacht sein, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie

*) Das harte Urteil, welches sich der Baron von F*** hier und in einigen Stellen des ersten Briefs über einen geistreichen Prinzen erlaubt, wird jeder, der das Glück hat, diesen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden und es dem eingenommenen Kopfe dieses jugendlichen Beurteilers zu gute halten. Anm. des Graf. v. O**.

war er weniger glücklich als jetzt! Er fühlt, daß er nicht ist, was er sonst war — er sucht sich selbst — er ist unzufrieden mit sich selbst und stürzt sich in neue Zerstreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntschaft folgt auf die andre, die ihn immer tiefer hineinreißt. Ich sehe nicht, wie das noch werden soll. Wir müssen fort — hier ist keine andre Rettung — wir müssen fort aus Venedig.

Aber, liebster Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieses lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebster Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was sprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben soll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müssen die genommen haben! Künftig, liebster O**, wenn Sie mich mit Briefen beehren, senden Sie solche über Trient und unter der Adresse meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müssen, liebster Freund, den wir bis jetzt so glücklich vermieden haben. — Die Wechsel sind ausgeblieben, jetzt in diesem dringendsten Bedürfnis zum erstenmal ausgeblieben, und wir waren in die Notwendigkeit gesetzt, unsre Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimnis gern etwas teurer bezahlt. Das Schlimmste an diesem unangenehmen Vorfall ist, daß er unsre Abreise verzögert.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwischen mir und dem Prinzen. Das ganze Geschäft war durch Biondellos Hände gegangen, und der Ebräer war da, ehe ich etwas davon ahnte. Den Prinzen zu dieser Extremität gebracht zu sehen, preßte mir das Herz und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düster ausgesehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin sehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmut im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tische; ich stand am Fenster und beschäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen; es war eine lange Stille; endlich brach er los.

„F***!“ fing er an: „Ich kann keine finstern Gesichter um mich leiden.“

Ich schwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh’ ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? Und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften sonst Wunder glauben, was für weise Dinge Sie verschweigen.“

„Wenn ich finster bin, gnädigster Herr,“ sagte ich, „so ist es nur, weil ich Sie nicht heiter sehe.“

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht recht bin — schon seit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was schreibt der Graf von O**?“

„Der Graf von O** hat mir nichts geschrieben.“

„Nichts? Was wollen Sie es leugnen? Sie haben Herzensergießungen zusammen — Sie und der Graf! Ich weiß es recht gut. Aber gestehen Sie mir’s immer! Ich werde mich nicht in Ihre Geheimnisse eindringen.“

„Der Graf von O**,“ sagte ich, „hat mir von drei Briefen, die ich ihm schrieb, noch den ersten zu beantworten.“

„Ich habe unrecht gethan,“ fuhr er fort. „Nicht wahr?“ (eine Rolle ergreifend) „Ich hätte das nicht thun sollen?“

„Ich sehe wohl ein, daß dies notwendig war.“

„Ich hätte mich nicht in die Notwendigkeit setzen sollen?“

Ich schwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünschen nie über das hinaus wagen sollen und darüber zum Greis werden, wie ich zum Mann geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumschaue, ob sich nicht irgend anderswo eine Quelle des Genusses für mich öffnet — weil ich —“

„Wenn es ein Versuch war, gnädigster Herr, dann hab’ ich nichts mehr zu sagen — dann sind die Erfahrungen, die er Ihnen verschafft haben wird, mit noch dreimal so viel nicht zu teuer erkauft. Es that mir weh, ich gesteh’ es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, die nur für Ihr eigenes Herz gehört, die Frage, wie Sie glücklich sein sollen, zu entscheiden haben sollte.“

„Wohl Ihnen, daß Sie sie verachten können, die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geschöpf, ich muß ihr Sklave sein. Was sind wir anders als Meinung? Alles an uns Fürsten ist Meinung.

Die Meinung ist unsre Amme und Erzieherin in der Kindheit, unsre Gesetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unsre Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteste aus den übrigen Klassen ist besser daran als wir; denn sein Schicksal hat ihm doch zu einer Philosophie verholfen, welche ihn über dieses Schicksal tröstet. Ein Fürst, der die Meinung verlacht, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Dasein eines Gottes leugnet."

„Und dennoch, gnädigster Prinz —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtnis herausreißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darein gepflanzt und hunderttausend Schwachköpfe unter euch immer fester und fester darin gegründet haben? Jeder will doch gern ganz sein, was er ist, und unsre Existenz ist nun einmal, glücklich scheinen. Weil wir es nicht sein können auf eure Weise, sollen wir es darum gar nicht sein? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr schöpfen dürfen, sollen wir uns auch nicht mit einem künstlichen Genuß hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine schwache Entschädigung empfangen dürfen?"

„Sonst fanden Sie diese in Ihrem Herzen."

„Wenn ich sie nun nicht mehr darin finde? — O, wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie diese Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu diesem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um diese grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine schneidende Sichel in meinem Gehirn hin und her fährt und mit jeder neuen Forschung einen neuen Zweig meiner Glückseligkeit zerschneidet?"

„Mein bester Prinz!" — Er war aufgestanden und ging im Zimmer herum in ungewöhnlicher Bewegung.

„Wenn alles vor mir und hinter mir versinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei wie ein Reich der Versteinerung hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daseins ganzen Kreis im schmalen Raume der Gegenwart beschlossen sehe: wer verargt es mir, daß ich dieses magre Geschenk der Zeit — den Augenblick — feurig und unersättlich wie einen Freund, den ich zum letztenmale sehe, in meine Arme schließe?"

„Gnädigster Herr, sonst glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —"

„O, machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum schlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erscheinungen zu beglücken, die morgen dahin sein werden wie ich? — Ist nicht alles Flucht um mich herum? Alles stößt sich und drängt seinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daseins einen Tropfen eilend zu trinken und lechzend davonzugehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, ist schon ein werdendes Leben an meine Zerstörung angewiesen. Zeigen Sie mir etwas, das dauert, so will ich tugendhaft sein."

„Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuß und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen —"

„Zukunft! ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — was bleibt uns dann übrig? — Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze und undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhangen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor und raten, was etwa dahinter sein möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen und fahren schaudernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finstrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler nützten diese allgemeine Neugier und setzten durch seltsame Ver-

7 ff. Joh. 5, 7. — 15. Hier folgte im ersten Druck in der „Thalia" ein längeres philosophisches Gespräch, welches Schiller in den Einzelausgaben wegließ und welches wir am Schluß unserer Einleitung mitgeteilt haben. — An die Schwestern Lengefeld, den 26. Januar 1789: „Mein 'Geisterseher' hat mich diese Tage etlichemal sehr angenehm beschäftigt; er hätte aber fast mein Christentum wankend gemacht, das, wie Sie wissen, alle Kräfte der Hölle nicht haben bewegen können. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philosophisches Gespräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nötig hatte, um die freigeisterische Epoche, die ich den Prinzen durchmachen lasse, dem Leser vor Augen zu stellen. Bei dieser Gelegenheit habe ich nun selbst einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl erraten werden (denn Gott bewahre mich, daß ich *ganz* so denken sollte, wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemütes); auch, glaube ich, wird Ihnen die Darstellung durch ihre Klarheit gefallen."

mummungen die gespannten Phantasieen in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor; alles, was man hörte, war ein hohler Widerhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Decke müssen alle, und mit Schaudern fassen sie sie an, ungewiß, wer wohl dahinter stehe und sie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß diese Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sei; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter."

„Ein rascher Schluß war es immer, wenn sie keinen bessern Grund hatten, als weil sie nichts sahen."

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich bescheide mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen — und das Weiseste wird doch wohl sein, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe und mein ganzes Sein in die Schranken der Gegenwart einschließe, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger, den ich schon über eiteln Eroberungsgedanken zu vernachlässigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daseins nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei sein — er hat nichts als sein Botenlohn dabei zu verdienen."

„O, wie arm lassen Sie mich stehn!"

„Aber wohin haben wir uns verirrt?" rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tisch sah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht so sehr verirrt!" setzte er hinzu — „denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieser neuen Lebensart wiederfinden. Auch ich konnte mich nicht so schnell von dem eingebildeten Reichtum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückseligkeit nicht so schnell von dem lieblichen Traume ablösen, mit welchem alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, so fest verschlungen war. Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Dasein der mehresten

7. quid . . . vident, was das sei, was nur die dem Tode Geweihten sehen. Tacitus, Germania XI (von der Verehrung der Hertha).

Menschen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören."

Hier unterbrach uns ein Besuch. —

Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch wie das heutige erwarten dürften. Leben Sie wohl!

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unser Abschied von Venedig nunmehr mit starken Schritten herannaht, so sollte diese Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemälden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalt immer verschiebt. Besonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Kana des Paul Veronese gesprochen, die auf der Insel St. Georg in einem dortigen Benediktinerkloster zu sehen ist. Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses außerordentlichen Kunstwerks, das mir im ganzen zwar einen sehr überraschenden, aber nicht sehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Komposition von hundertundzwanzig Figuren zu umfassen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengesetztes Ganze umreichen und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade ist es indessen, daß ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von jedermann genossen werden sollte, keine bessere Bestimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient nicht weniger, gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr groß war, zerstreute sich bald, und mich zog Civitella, der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Boscage.

„Sie sind der Freund des Prinzen," fing er an, „vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand

weiß. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Stirne standen Wolken, als ich zu ihm hereintrat." — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht leugnen," fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut ins Auge gefaßt — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht sein, in einem dringenden Falle sich solcher Kreaturen zu bedienen? Seien Sie aufrichtig, Baron! — Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei meinem Manne gewiß, dem jedes Geheimnis feil ist."

„Herr Marchese —"

„Verzeihen Sie! Ich muß indiskret scheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben und, was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm kosten, die unter seiner Würde sind; es stände in meiner Macht, sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten?"

„Der Prinz ist nicht in Verlegenheit," sagte ich. „Einige Wechsel, die wir über Trient erwarteten, sind uns unvermutet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen seiner Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dies ist nun geschehen, und bis dahin —"

Er schüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Absicht nicht," sagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede sein, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichtümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Oheim besitzt ein großes Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigentum disponieren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen von allem, was in meiner Gewalt steht, etwas nützlich werden kann. Ich weiß," fuhr er fort, „was die Delikatesse dem Prinzen auflegt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre großmütig von dem Prinzen gehandelt, mir diese kleine Genugthuung zu gönnen, geschäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen."

Er ließ nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein Möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er sich von dem letztern gefallen lassen, wiewohl er gestand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf dem Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gesprächs weit von der übrigen Gesellschaft verloren und waren eben auf dem Rückweg, als Z*** uns entgegenkam.

„Ich suche den Prinzen bei Ihnen — ist er nicht hier? —“

„Eben wollen wir zu ihm. Wir vermuteten, ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —“

„Die Gesellschaft ist beisammen, aber er ist nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen ist.“

Hier erinnerte sich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen sein könnte, die anstoßende Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, ihn dort aufzusuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas hastig aus einer Seitenthüre; sein Gesicht glühte, seine Augen suchten Biondello, den er herbeirief. Er schien ihm etwas sehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thüre richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte schnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte sich an uns vorbei durch die Menge und eilte zur Gesellschaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marchese ohne unser Wissen ein kleines Konzert veranstaltet hatte, das ganz auserlesen war. Besonders ließ sich eine junge Sängerin dabei hören, die uns alle durch ihre liebliche Stimme wie durch ihre reizende Figur entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen; er sprach wenig und antwortete zerstreut, seine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vor-

züglichen Gemälden, die sie merkwürdig machten; er hatte keine Gemälde gesehen. Wir merkten, daß unsere Fragen ihn belästigten, und schwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondello kam noch immer nicht. Des Prinzen Ungeduld stieg aufs höchste; er hob die Tafel frühzeitig auf und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet sein mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit desto mehr Ungeduld erwartete ich Biondellos Zurückkunft, der mir dieses Rätsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, diesen gesprächiger zu machen. Mißmutig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt, und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu sprechen; ich mußte mich also mit meiner unbefriedigten Neugierde schlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlassen; aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und nieder gehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Gesicht; wie ich auffah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bett stand. Er könne nicht einschlafen, sagte er und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und setzte sich zu mir vor das Bette.

„Es ist mir heute etwas vorgekommen," fing er an, „davon der Eindruck aus meinem Gemüte nie mehr verlöschen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wissen, in die ***Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie noch er mir gleich zur Hand waren, so machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms und

überließ mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks; allmählich traten die großen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernster, ergetzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von weitem meine Aufmerksamkeit erweckt; ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche bis zum entgegenstehenden Ende durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wispern, wie wenn jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Gestalt in die Augen — — Nein! ich kann sie nicht nachschildern, diese Gestalt! Schrecken war meine erste Empfindung, die aber bald dem süßesten Hinstaunen Platz machte."

„Und diese Gestalt, gnädigster Herr — wissen Sie auch gewiß, daß sie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?"

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dies Geschlecht nie gesehen! — Alles war düster rings herum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmut — halb knieend, halb liegend — war sie vor einem Altar hingegossen — der gewagteste, lieblichste, gelungenste Umriß, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie in der Natur. Schwarz war ihr Gewand, das sich spannend um den reizendsten Leib, um die niedlichsten Arme schloß und in weiten Falten wie eine spanische

11 ff. An die Schwestern Lengefeld, den 26. Januar 1789: „Jetzt eben bin ich bei der schönen Griechin, und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächste Redoute nicht versäumen. Ich möchte gern ein recht romantisches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit schildern; aber dies muß zugleich so beschaffen sein, daß es — eine eingelernte Rolle ist, denn meine liebenswürdige Griechin ist eine abgefeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe ein Portrait, wie Sie wünschen, daß sie sein soll, wie sie Ihnen recht wohl gefiele und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieser Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der stillen nämlich, sondern von der erobernden). Haben Sie mir diese Gemälde eingeschickt, so werde ich Sie alsdann bald um noch eines von anderer Art ersuchen. Sie sehen, daß ich alles anwende, um mir meine gegenwärtige Beschäftigung lieb zu machen." — 27 f. Die Scene ist aus Millers „Siegwart" entlehnt. Vgl. den Karlsruher Nachdruck 1777, II, S. 477.

Robe um sie breitete; ihr langes, lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Kruzifixe, und sanft hinsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmlisch schöne Angesicht zu beschreiben, wo eine Engelseele wie auf ihrem Thronensitz die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendsonne spielte darauf, und ihr luftiges Gold schien es mit einer künstlichen Glorie zu umgeben. Können Sie sich die Madonna unsers Florentiners zurückrufen? — Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde so anziehend, so unwiderstehlich fand."

Mit der Madonna, von der der Prinz hier spricht, verhält es sich so. Kurz nachdem Sie abgereist waren, lernte er einen florentinischen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Galerie im Cornarischen Palaste bestimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heloise und eine fast ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und bei der höchsten Verschiedenheit am Werte einander so gleich, daß es beinahe unmöglich war, sich für eines von den dreien ausschließend zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unschlüssig; man hatte sie kaum vor ihm ausgestellt, als das Madonnastück seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künstlers bewundert, bei diesem vergaß er den Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte sich von dem Stücke kaum losreißen. Der Künstler, dem man wohl ansah, daß er das Urteil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigensinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte 1500 Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieses einzige an — der Künstler bestand auf seiner Bedingung, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entschlossener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich stand,“ fuhr er fort, „ich stand in ihrem Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, sie ließ sich durch meine Dazwischenkunft nicht stören; so ganz war sie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr — Ja, ich betete sie an — Alle diese Bilder der Heiligen, diese Altäre, diese brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum erstenmal ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligtum wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblick felsenfest an den, den ihre schöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja seine Antwort in ihrem Auge. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle seine Himmel.

„Sie stand auf, und jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräusch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermutete Nähe eines Mannes mußte sie überraschen, meine Dreistigkeit konnte sie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit sie mich ansah. Ruhe, unaussprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erste glückliche Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anbot. Sie schwebte noch auf der letzten Sprosse des Gebets — sie hatte die Erde noch nicht berührt.

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es sich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchstuhle aufstand. Ich hatte sie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Dies bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber.

„Ich sahe sie den langen Kirchgang hinuntergehen. Die schöne Gestalt ist aufgerichtet — Welche liebliche Majestät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Wesen ist es nicht mehr — neue Grazien — eine ganz neue Erscheinung. Langsam gehen sie hinab. Ich folge von weitem und schüchtern, ungewiß, ob ich es wagen soll, sie einzuholen, ob ich es nicht soll. Wird sie mir keinen Blick mehr schenken? Schenkte sie mir einen Blick, da sie an mir vorüberging und ich die Augen nicht zu ihr aufschlagen konnte? — O, wie marterte mich dieser Zweifel!

„Sie stehen stille, und ich — kann keinen Fuß von der Stelle setzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was sie ihr

sonst war, bemerkt die Unordnung in den schönen Haaren und ist geschäftig, sie zu verbessern, indem sie ihr den Sonnenschirm zu halten giebt. O, wie viel Unordnung wünschte ich diesen Haaren, wie viel Ungeschicklichkeit diesen Händen!

„Die Toilette ist gemacht, und man nähert sich der Thüre. Ich beschleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Gestalt verschwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie ist weg — Nein, sie kommt wieder. Eine Blume entfiel ihr, sie bückt sich nieder, sie aufzuheben — sie sieht noch einmal zurück und — nach mir? — Wen sonst kann ihr Auge in diesen toten Mauern suchen? Also war ich ihr kein fremdes Wesen mehr — auch mich hat sie zurückgelassen wie ihre Blume — Lieber F***, ich schäme mich, es Ihnen zu sagen, wie kindisch ich diesen Blick auslegte, der — vielleicht nicht einmal mein war!"

Über das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar!" fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort, „kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir ebenso unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnt — dieses lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben als das, und in dieser Welt wird nichts anders mehr auf dich wirken!"

„Denken Sie nach, gnädigster Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als diese Erscheinung Sie überraschte, und wie vieles zusammenkam, Ihre Einbildungskraft zu spannen. Aus dem hellen blendenden Tageslicht, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in diese stille Dunkelheit versetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie selbst gestehen, die Stille, die Majestät dieses Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung schöner Kunstwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einsam Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe — von einer Mädchengestalt überrascht, wo Sie sich keines Zeugen versahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gerne zugebe, die durch eine vorteilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeisterter Andacht noch

mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantasie sich etwas Idealisches, etwas überirdisch Vollkommenes daraus zusammensetzte?“

„Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darstellung ist nichts, was ich mit diesem Bilde zusammenstellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts als dieses Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!“

„Gnädigster Prinz, das ist Liebe.“

„Muß es denn notwendig ein Name sein, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nicht vorhanden; wie kann der Name früher da sein als die Empfindung? Es ist ein neues, einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem neuen, einzigen Wesen und für dieses Wesen nur möglich! — Liebe! Vor der Liebe bin ich sicher!“

„Sie verschickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?“

„Biondello hat nichts entdeckt — so viel als gar nichts. Er fand sie noch an der Kirchthüre. Ein bejahrter, anständig gekleideter Mann, der eher einem hiesigen Bürger als einem Bedienten gleich sah, erschien, sie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer stellte sich in Reihen, wie sie vorüberging, und verließ sie mit sehr vergnügter Miene. Bei dieser Gelegenheit, sagt Biondello, wurde eine Hand sichtbar, woran einige kostbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin sprach sie einiges, das Biondello nicht verstand; er behauptet, es sei Griechisch gewesen. Da sie eine ziemliche Strecke nach dem Kanal zu gehen hatten, so fing schon etwas Volk an, sich zu sammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehenden zum Stehen. Niemand kannte sie — Aber die Schönheit ist eine geborne Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen schwarzen Schleier über das Gesicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanal der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Gesicht, aber es weiter zu verfolgen, hinderte ihn das Gedränge.“

„Aber den Gondolier hat er sich doch gemerkt, um diesen wenigstens wiederzuerkennen?“

„Den Gondolier getraut er sich ausfindig zu machen; doch ist es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Bescheid geben, als daß Signora sich schon seit einigen Wochen und immer Sonnabends hier zeige, und noch allemal ein Goldstück unter sie verteilt habe. Es war ein holländischer Dukaten, den er eingewechselt und mir überbracht hat.“

„Eine Griechin also, und von Stande, wie es scheint, von Vermögen wenigstens, und wohlthätig. Das wäre fürs erste genug, gnädigster Herr — genug und fast zu viel! Aber eine Griechin und in einer katholischen Kirche!“

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlassen haben. Überdies — etwas Geheimnisvolles ist es immer — Warum die Woche nur einmal? Warum nur Sonnabends in dieser Kirche, wo diese gewöhnlich verlassen sein soll, wie mir Biondello sagt? — Spätestens der kommende Sonnabend muß dies entscheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir diese Kluft von Zeit überspringen! Aber umsonst! Tage und Stunden gehen ihren gelassenen Schritt, und mein Verlangen hat Flügel.“

„Und wenn dieser Tag nun erscheint — was dann, gnädigster Herr? Was soll dann geschehen?“

„Was geschehen soll? — Ich werde sie sehen, ich werde ihren Aufenthalt erforschen. Ich werde erfahren, wer sie ist. — Wer sie ist? — Was kann mich dieses bekümmern? Was ich sah, machte mich glücklich; also weiß ich ja schon alles, was mich glücklich machen kann!“

„Und unsere Abreise aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats festgesetzt ist?“

„Konnte ich im voraus wissen, daß Venedig noch einen solchen Schatz für mich einschließe? — Sie fragen mich aus meinem gestrigen Leben. Ich sage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und sein will.“

Jetzt glaubte ich, die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marchese Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß sein längeres Bleiben in Venedig mit dem geschwächten Zustand seiner Kasse durchaus nicht bestehen könne, und daß, im Fall er seinen Aufenthalt über den zugestandenen Termin verlängerte,

auch von seinem Hofe nicht sehr auf Unterstützung würde zu rechnen sein. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimnis gewesen, daß ihm von seiner Schwester, der regierenden *** von ***, ausschließend vor seinen übrigen Brüdern und heimlich ansehnliche Zuschüsse bezahlt werden, die sie gerne bereit sei, zu verdoppeln, wenn sein Hof ihn im Stiche ließe. Diese Schwester, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wissen, glaubt die großen Ersparnisse, die sie bei einem sehr eingeschränkten Hofe macht, nirgends besser aufgehoben als bei einem Bruder, dessen weise Wohlthätigkeit sie kennt, und den sie enthusiastisch verehrt. Ich wußte zwar schon längst, daß zwischen beiden ein sehr genaues Verhältnis stattfindet, auch viele Briefe gewechselt werden; aber weil sich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich bestreiten ließ, so war ich auf die verborgene Hilfsquelle nie gefallen. Es ist also klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimnis waren und es noch jetzt sind; und wenn ich aus seinem übrigen Charakter schließen darf, so sind es gewiß keine andere, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um so weniger glaubte ich, nach dieser Entdeckung anstehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marchese zu offenbaren — welches zu meiner nicht geringen Verwunderung ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich für die beste hielt, abzuthun und dann sogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieser Vorfall aus mehr als Einer Ursache ist und sein muß, so ist doch das Allerverdrießlichste daran, daß er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfangenden Leidenschaft erwarte ich viel mehr Gutes als Schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen; sie wird, hoffe ich, die gewöhnliche Krise haben und wie eine künstliche Krankheit auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Ich habe Ihnen alles dies nach frischer That hingeschrieben. Die Post geht sogleich; Sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an Einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Sechster Brief.

20. Julius.

Dieser Civitella ist doch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlassen, als schon ein Billett von dem Marchese erschien, worin mir die bewußte Sache aufs dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Verschreibung in des Prinzen Namen auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte sie zurück nebst der doppelten Summe in Wechseln sowohl als barem Gelde. In diese Erhöhung der Summe willigte endlich auch der Prinz; die Verschreibung aber, die nur auf sechs Wochen gestellt war, mußte angenommen werden.

Diese ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnisvollen Griechin hin. Biondello setzte alle seine Maschinen in Bewegung; bis jetzt aber war alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Insel Murano ausgesetzt habe, wo zwei Sänften auf sie gewartet hätten, in die sie gestiegen seien. Er machte sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigstens, daß wir sie nicht in der Giudecca zu suchen hätten, und daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Insel Murano zu Hause sei; aber das Unglück war, daß die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, womit er ihren Anblick gleichsam verschlang, hatte ihn gehindert, sie zu sehen; für alles das, worauf andere Menschen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind gewesen; nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie im Ariost oder Tasso als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Außerdem mußte diese Nachfrage mit größter Vorsicht geschehen, um kein anstößiges Aufsehen zu erregen. Weil Biondello außer dem Prinzen der Einzige war, der sie durch den Schleier wenigstens gesehen hatte und also wiedererkennen konnte, so suchte er womöglich an allen Orten, wo sie vermutet werden konnte, zu gleicher Zeit zu sein; das Leben des armen Menschen war diese ganze Woche

über nichts als ein beständiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, mußte sich endlich doch noch auf den nächsten Sonnabend vertrösten.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in fieberischer Bewegung, für alle Gesellschaft war er verloren, und das Übel wuchs in der Einsamkeit. Nun wurde er gerade nie mehr von Besuchen belagert als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt; alles drängte sich herbei. Man mußte diese Menschen beschäftigen, um ihre argwöhnische Aufmerksamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beschäftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängnis verfiel Civitella auf das Spiel; um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte hoch gespielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geschmack an dem Spiele zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald ersticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten," sagte Civitella, „haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war zu begehen, manche wieder gut gemacht, die schon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar schöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotisch wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu spielen."

Ich lasse dahingestellt sein, inwieweit Civitella recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden als das Übel, dem es abhelfen sollte. Der Prinz, der dem Spiel nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus seiner Ordnung. Alles, was er that, nahm eine leidenschaftliche Gestalt an; alles geschah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrschte. Sie kennen seine Gleichgiltigkeit gegen das Geld; hier wurde sie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldstücke zerrannen wie Wassertropfen in seinen Händen. Er verlor fast ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebster O**,

mit Herzklopfen schreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftausend Zechinen — und noch darüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe! Ich klage mich selbst genug an. Aber konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorstellung thun? Ich that, was in meinem Vermögen stand. Ich kann mich nicht schuldig finden

Auch Civitella verlor beträchtlich; ich gewann gegen sechshundert Zechinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jetzt das Spiel verlassen. Civitella, dem man die Freude ansieht, ihn zu verbinden, streckte ihm sogleich die nämliche Summe vor. Die Lücke ist zugestopft; aber der Prinz ist dem Marchese 24000 Zechinen schuldig. O, wie sehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schwester! — Sind alle Fürsten so, liebster Freund? Der Prinz beträgt sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine große Ehre erwiesen hätte, und dieser — spielt seine Rolle wenigstens gut.

Civitella suchte mich damit zu beruhigen, daß gerade diese Übertreibung, dieses außerordentliche Unglück, das kräftigste Mittel sei, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Not. Er selbst fühle diese Lücke gar nicht und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal so viel zu Diensten. Auch der Kardinal gab mir die Versicherung, daß die Gesinnung seines Neffen aufrichtig sei, und daß er selbst bereit stehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigste war, daß diese ungeheuren Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Teilnehmung gespielt. Nichts weniger Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglück im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte und alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herumdrängte, suchten seine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angesicht zu stehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Excellenza, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus und verließen es

als wohlhabende Leute. Civitella zeigte sie mir: „Sehen Sie," sagte er, „wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem gescheiten Kopf einfällt, nicht bei sich selbst zu sein! Aber das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein großer Mensch muß auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befruchten."

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm 24 000 Zechinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr ließ sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der ***Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er seine Unbekannte das erste Mal gesehen hatte, doch so, daß er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Befehl, an der Kirchthüre Wache zu stehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derselben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Übrige mißlingen sollte. An demselben Orte, wo sie sich nach des Gondoliers Aussage das vorige Mal hatte aussetzen lassen, wurden zwei Sänften gemietet; zum Überfluß hieß der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer besonderen Gondel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblick leben, und wenn es anginge, sein Glück in der Kirche versuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu üblem Rufe steht, um durch seine Einmischung die Dame nicht mißtrauisch zu machen. Sie sehen, liebster Graf, daß es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entging.

Nie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche gethan worden als in dieser, und nie wurden sie grausamer getäuscht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthüre in Erwartung gesetzt — sieben volle Stunden — und keine Griechin. Ich sage Ihnen nichts von seiner Gemütslage. Sie wissen, was eine fehlgeschlagene Hoffnung ist — und eine Hoffnung, von der man sieben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Siebenter Brief.

Julius.

Die geheimnisvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese Civitella an eine romantische Erscheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und um den Prinzen zu zerstreuen, ließ er sich bereit finden, sie uns mitzuteilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eignen Worten. Aber der muntre Geist, womit er alles, was er spricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

„Voriges Frühjahr," erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassadeur gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahr die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für sich allein heiraten zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde rieten mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würden. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.

„Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufsteigen zu sehen und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgesuchtesten vielleicht in ganz Venedig, diese herrliche Erscheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt sie von

2. Dieser Brief, welcher in der ersten und zweiten Ausgabe fehlt, erschien zuerst in: „Thalia", achtes Heft, 1789, S. 84—96, unter dem Titel: „Der Abschied. Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geistersehers", wo er mit den Worten „Voriges Frühjahr" beginnt.

fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — es ist ein entzückendes Schauspiel!

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdecke ich auf einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desselben bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Wasserseite landet. Wenige Augenblicke, so sehe ich Menschen im Garten hervorkommen und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Neger bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiß gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterscheiden.

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr, und alles lag noch in trübe Dämmerung verschleiert. Der Einfall schien mir neu und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wiedererscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstände ließen sich deutlicher erkennen. Ich suche meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters stehen; aber sie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler, engelschöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schließen. Sie sprachen wenig, wie mir schien, die Dame jedoch mehr als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jetzt eben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Anteil zu nehmen.

„Indem ich meinen Tubus herbeihole und richte, um mir diese sonderbare Erscheinung so nahe zu bringen als möglich, verschwinden sie plötzlich wieder in einen Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich sie wiedererblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen; sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte, ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge floh zurück, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmut bei so viel Majestät! So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend! — Umsonst versuch' ich, es Ihnen zu beschreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick.

„Das Interesse des Gesprächs verweilt sie in meiner Nähe, und ich habe volle Muße, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr imstande, sie zurückzurufen. Er schien mir ein Mann zu sein in seinen besten Jahren, etwas hager und von großer, edler Statur — aber von keiner Menschenstirne strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohes, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbraunen blitzewerfend hervorschoß. Um seine Augen lag eine stille, rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattete. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmacke, den niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuten lassen; aber Gebärden und äußrer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat."

Z***, der, wie Sie wissen, alles heraussagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an sich halten. „Unser Armenier!" rief er aus. „Unser ganzer Armenier, niemand anders!"

„Was für ein Armenier, wenn man fragen darf?" sagte Civitella.

„Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt?" sagte der

Prinz. „Aber keine Unterbrechung! Ich fange an, mich für Ihren Mann zu interessieren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung!“

„Etwas Unbegreifliches war in seinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenschaft auf ihr, wenn sie wegsah, und sie fielen zu Boden, wenn sie auf die ihrigen trafen. Ist dieser Mensch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt’ ich stehen und nichts anders betrachten.

„Das Gebüsche raubte sie mir wieder. Ich wartete lange, lange, sie wieder hervorkommen zu sehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenster endlich entdeck’ ich sie aufs neue.

„Vor einem Bassin standen sie, in einer gewissen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten schon ziemlich lange in dieser Stellung gestanden haben. Ihr offnes seelenvolles Auge ruhte forschend auf ihm und schien jeden aufkeimenden Gedanken von seiner Stirne zu nehmen. Er, als ob er nicht Mut genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstohlen ihr Bild in der spiegelnden Flut, oder blickte starr auf den Delphin, der das Wasser in das Becken spritzte. Wer weiß, wie lange dieses stumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigsten Holdseligkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um seinen Nacken flechtend, eine seiner Hände und führte sie zum Munde. Gelassen ließ der kalte Mensch es geschehen, und ihre Liebkosung blieb unerwidert.

„Aber es war etwas an diesem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt schien in seiner Brust zu arbeiten, eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurückzureißen. Still, aber schmerzhaft war dieser Kampf, und die Gefahr so schön an seiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindsamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Versöhnung. Nichts von dem allen. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein versiegeltes Paket und giebt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge.

„Nach einem kurzen Stillschweigen brechen sie auf. Aus einer

Seitenallee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdecke. Langsam gehen sie hinab, beide Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unschlüssig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet, steht er und geht und steht wieder. Auf einmal ist er weg im Gebüsche.

„Vorn sieht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht. Die Blicke irren ängstlich umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends.

„Auf einmal hör' ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stößt vom Ufer. Er ist's, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreien. Jetzt also war's am Tage — Es war eine Abschiedsscene.

„Sie schien zu ahnen, was ich wußte. Schneller, als die andre ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf seh' ich auch die Frauenzimmer überfahren.

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum fortgesetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt, ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, dies schien mir eine Komposition zu sein, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern; und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber der erste heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urteilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegenschimmerte. Sie war es selbst. Sie war wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt.

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seitwärts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingeheftetes Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen.

„Hatte mich diese hohe Schönheit das erste Mal hingerissen, so wirkte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommene Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstaunen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süßen Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Glut setzt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muß mein sein.

„Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinuntergehe und mich ihr nähere, oder eh ich dieses wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz, und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig hascht, und eine lebhafte Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen.

„In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch von dem Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinem andern diese Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieser peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, diese Überlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist alles!

„Der Garten ist ganz leer, als ich hinuntergehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herumgewandt, vor mich hinwandle, schimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefs geschlagen. Was konnte es anders sein als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte? Glücklicher Fund! rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimnis aufschließen, er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen.

„Der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt, ohne Überschrift,

und in Chiffren verfaßt; dies schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffrieren verstehe. Ich kopiere ihn geschwind; denn es war zu erwarten, daß sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. Fand sie ihn nicht mehr, so mußte ihr dies ein Beweis sein, daß der Garten von mehrern Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verscheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen?

„Was ich vermutet hatte, geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin, beide ängstlich suchend. Ich befestige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache losmache, und lasse ihn an einen Ort herabfallen, an dem sie vorbei muß. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet, belohnt mich für meine Großmut. Mit scharfem, prüfendem Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspähen, die ihn berührt haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einsteckte, bewies, daß sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abschied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimnis ihres Herzens so treu gehütet hatten.

„Jetzt eilte ich, den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehreren Sprachen; endlich gelang es mir mit der englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“ —

Ich werde unterbrochen. Den Schluß ein andermal.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Achter Brief.

August.

Nein, liebster Freund. Sie thun dem guten Biondello unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falschen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener preis, aber dieser ist ehrlich.

Sie finden es sonderbar, daß ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufführung sich zum Dienen herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe; und daraus ziehen Sie den Schluß, daß diese Absichten verdächtig sein müssen. Wie? Ist es denn so etwas Neues, daß ein Mensch von Kopf und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich

genug merken, daß seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich sei? Er hat ihm ja gestanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimnis erklären. Geheime Absichten mag er immer haben; aber können diese nicht unschuldig sein?

Es befremdet Sie, daß dieser Biondello in den ersten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen lasse, verborgen gehalten und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an!

Es ist hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen ist er auch da; er findet eine Gesellschaft beisammen, Advokaten und Offizianten der Regierung, lustige Brüder und alte Bekannte von sich. Man verwundert sich, man ist erfreut, ihn wiederzusehen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert, jeder erzählt seine Geschichte bis auf diesen Augenblick, Biondello soll auch die seinige zum besten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünscht ihm Glück zu seinem neuen Etablissement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** schon erzählen hören, von seiner Freigebigkeit gegen Leute besonders, die ein Geheimnis zu bewahren wissen; seine Verbindung mit dem Kardinal A***i ist weltbekannt; er liebt das Spiel u. s. w. — Biondello stutzt — man scherzt mit ihm, daß er den Geheimnisvollen mache, man wisse doch, daß er der Geschäftsträger des Prinzen von *** sei; die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche leert sich fleißig — man nötigt ihn, zu trinken; er entschuldigt sich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um sich zum Schein zu betrinken.

„Ja,“ sagte endlich der eine Advokat, „Biondello versteht sein Handwerk; aber ausgelernt hat er noch nicht, er ist nur ein Halber.“

„Was fehlt mir noch?“ fragte Biondello.

„Er versteht die Kunst,“ sagte der andere, „ein Geheimnis bei sich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vorteil wieder loszuwerden.“

„Sollte sich ein Käufer dazu finden?“ fragte Biondello.

Die übrigen Gäste zogen sich hier aus dem Zimmer; er blieb tête-à-tête mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Daß ich es kurz mache, er sollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und seinem Neffen Aufschlüsse verschaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O** geschrieben würden, in die Hände spielen. Biondello beschied sie auf ein andermal; aber wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, zu schließen, mußte die Nachfrage von einem sehr reichen Manne herrühren.

Gestern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieser war anfangs willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen; aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen ganzen Kredit unter dieser Klasse, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesetzt. Alle dieses Volk hange unter sich zusammen, alle stehen für einen; er wolle lieber den hohen Rat in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräter verschrieen werden; er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich sein können, wenn er das Vertrauen dieser Volksklasse verloren hätte.

Wir haben hin und her geraten, von wem dies wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem daran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgiebt, was er mit dem Kardinal A***i zu thun hat, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtnis von dem Prinzen von **d** sein? Oder regt sich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Neunter Brief.

August.

Der Prinz schwimmt in Wonne und Liebe. Er hat seine Griechin wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen ist.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war und von der schönen Lage dieser Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Gestern wurde dies ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, sollte niemand ihn begleiten als Z*** und ich nebst Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und mieteten uns darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt, aber unbedeutend, und die Hinreise hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza ist auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und soll gegen vierzigtausend Einwohner zählen. Adel findet man wenig; aber bei jedem Tritte stößt man auf Fischer oder Matrosen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Überschlag sind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt ist schön, doch darf man Venedig nicht gesehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Passagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig sein, und den Prinzen fesselte nichts in Chiozza. Alles hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herfahrt so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte sich, wer noch mehr da sei? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, sie zu sehen, und nahm sogleich sein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenstand unsers Gesprächs auf der Herfahrt gewesen, und sie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte sich ihre Erscheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verstrich wie ein Augenblick; ehe wir es uns versahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen aus, der Dominikaner war unter diesen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erst erfuhren, nur durch ein dünnes Brett von uns geschieden waren, und fragte sie, wo er anlegen sollte. Auf der Insel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — „Insel Murano!" rief der Prinz, und ein Schauer der Ahnung schien durch seine Seele zu fliegen. Eh ich ihm antworten konnte, stürzte Biondello herein. „Wissen Sie auch, in welcher Gesellschaft wir reisen?" — Der Prinz sprang auf — „Sie ist hier! Sie selbst!" fuhr Biondello fort. „Ich komme eben von ihrem Begleiter."

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in diesem Augenblick gewesen. Tausend Empfindungen stürmten in ihm, seine Kniee zitterten, Röte und Blässe wechselten in seinem Gesichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht beschreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz sprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Gesicht des Prinzen, daß sie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine schönere Gestalt hab' ich nie gesehen; alle Beschreibungen des Prinzen waren unter der Wirklichkeit geblieben. Eine glühende Röte überzog ihr Gesicht, als sie den Prinzen ansichtig wurde. Sie hatte unser ganzes Gespräch hören müssen; sie konnte auch nicht zweifeln, daß sie der Gegenstand desselben gewesen sei. Mit einem bedeutenden Blicke sah sie ihre Begleiterin an, als wollte sie sagen: das ist er! und mit Verwirrung schlug sie ihre Augen nieder. Ein schmales Brett ward vom Schiff an das Ufer gelegt, über welches sie zu gehen hatte. Sie schien ängstlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil sie auszugleiten fürchtete, als weil sie es ohne fremde Hilfe nicht konnte, und der Prinz schon den Arm ausstreckte, ihr beizustehen. Die Not siegte über diese Bedenklichkeit. Sie nahm seine Hand an und war am Ufer. Die heftige Gemütsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienst wartete, vergaß er — was hätte er in diesem Augenblick nicht vergessen? Ich erwies ihr endlich diesen Dienst, und dies brachte mich um das Vorspiel einer Unterredung, die sich zwischen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen — aus Zerstreuung, denke ich, und ohne daß er es selbst wußte.

„Es ist nicht das erste Mal, Signora, daß — — daß — —" Er konnte es nicht heraussagen.

„Ich sollte mich erinnern," lispelte sie —

„In der ***Kirche," sagte er —

„In der ***Kirche war es," sagte sie —

„Und konnte ich mir heute vermuten — — Ihnen so nahe —"

Hier zog sie ihre Hand leise aus der seinigen — Er verwirrte sich augenscheinlich. Biondello, der indes mit dem Bedienten gesprochen hatte, kam ihm zu Hilfe.

„Signor," fing er an, „die Damen haben Sänften hieher

bestellt; aber wir sind früher zurückgekommen, als sie sich's vermuteten. Es ist hier ein Garten in der Nähe, wo Sie so lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen."

Der Vorschlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit von seiten des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beschäftigen, daß der Prinz sich mit der jungen Dame ungestört unterhalten konnte. Daß er diese Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubnis empfangen hat, sie zu besuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen schreibe, ist er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Gestern, als wir nach Hause kamen, fanden wir auch die erwarteten Wechsel von unserm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn sehr in Flammen setzte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt ist. Er hat sogleich in einem ähnlichen geantwortet und wird bleiben. Die Wechsel sind eben hinreichend, um die Zinsen von dem Kapitale zu bezahlen, das er schuldig ist. Einer Antwort von seiner Schwester sehen wir mit Verlangen entgegen.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Zehnter Brief.

September.

Der Prinz ist mit seinem Hofe zerfallen, alle unsere Ressourcen von daher abgeschnitten.

Die sechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marchese bezahlen sollte, waren schon um einige Tage verstrichen, und noch keine Wechsel weder von seinem Cousin, von dem er aufs neue und aufs dringendste Vorschuß verlangt hatte, noch von seiner Schwester. Sie können wohl denken, daß Civitella nicht mahnte; ein desto treueres Gedächtnis aber hatte der Prinz. Gestern Mittag kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Kontrakt unsers Hotels wegen abgeschlossen, und der Prinz hatte sein längeres Bleiben schon öffentlich deklariert. Ohne ein Wort zu sagen, gab mir mein Herr den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt schon auf seiner Stirne.

Können Sie sich vorstellen, lieber O**? Man ist in *** von allen hiesigen Verhältnissen meines Herrn unterrichtet, und die

Verleumdung hat ein abscheuliches Gewebe von Lügen daraus gesponnen. „Man habe mißfällig vernommen,“ heißt es unter andern, „daß der Prinz seit einiger Zeit angefangen habe, seinen vorigen Charakter zu verleugnen und ein Betragen anzunehmen, das seiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengesetzt sei. Man wisse, daß er sich dem Frauenzimmer und dem Spiel aufs ausschweifendste ergebe, sich in Schulden stürze, Visionärs und Geisterbannern sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigen Verhältnissen stehe und einen Hofstaat führe, der seinen Rang sowohl als seine Einkünfte überschreite. Es heiße sogar, daß er im Begriff stehe, dieses höchst anstößige Betragen durch eine Apostasie zur römischen Kirche vollkommen zu machen. Um sich von der letztern Beschuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungesäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat seiner Schulden übergeben solle, habe Anweisung, sogleich nach seiner Abreise seine Gläubiger zu befriedigen; denn unter diesen Umständen finde man nicht für gut, das Geld in seine Hände zu geben.“

Was für Beschuldigungen, und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal; ich wollte etwas darin aufsuchen, das ihn mildern könnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Biondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umstände kamen überein. Wir hatten sie fälschlich dem Armenier zugeschrieben. Jetzt war's am Tage, von wem sie herrührte. Apostasie! — Aber wessen Interesse kann es sein, meinen Herrn so abscheulich und so platt zu verleumden? Ich fürchte, es ist ein Stückchen von dem Prinzen von **d**, der es durchsetzen will, unsern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieser schwieg noch immer, die Augen starr vor sich hingeworfen. Sein Stillschweigen ängstigte mich. Ich warf mich zu seinen Füßen. „Um Gottes willen, gnädigster Prinz,“ rief ich aus, „beschließen Sie nichts Gewaltsames! Sie sollen, Sie werden die vollständigste Genugthuung haben. Überlassen Sie mir diese Sache! Senden Sie mich hin! Es ist unter Ihrer Würde, sich gegen solche Beschuldigungen zu verantworten; aber mir erlauben Sie, es zu thun! Der Verleumder muß genannt und dem *** die Augen geöffnet werden.“

In dieser Lage fand uns Civitella, der sich mit Erstaunen nach der Ursache unserer Bestürzung erkundigte. Z*** und ich schwiegen. Der Prinz aber, der zwischen ihm und uns schon lange keinen Unterschied mehr zu machen gewohnt ist, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in diesem Augenblick der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzuteilen. Ich wollte zögern; aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand und gab ihn selbst dem Marchese.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marchese," fing der Prinz an, nachdem dieser den Brief mit Erstaunen durchlesen hatte; „aber lassen Sie sich das keine Unruhe machen! Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden."

„Gnädigster Prinz," rief Civitella heftig bewegt, „verdien' ich dieses?"

„Sie haben mich nicht erinnern wollen; ich erkenne Ihre Delikatesse und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie gesagt, sollen Sie völlig befriedigt werden."

„Was ist das?" fragte Civitella mich voll Bestürzung. „Wie hängt dies zusammen? Ich fass' es nicht."

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer sich. Der Prinz, sagte er, müsse auf Genugthuung dringen; die Beleidigung sei unerhört. Unterdessen beschwöre er ihn, sich seines ganzen Vermögens und Kredits unumschränkt zu bedienen.

Der Marchese hatte uns verlassen und der Prinz noch immer kein Wort gesprochen. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder; etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich stand er still und murmelte vor sich zwischen den Zähnen: „Wünschen Sie sich Glück — sagte er — um neun Uhr ist er gestorben."

Wir sahen ihn erschrocken an.

„Wünschen Sie sich Glück," fuhr er fort, „Glück — Ich soll mir Glück wünschen — Sagte er nicht so? Was wollte er damit sagen?"

„Wie kommen Sie jetzt darauf?" rief ich. „Was soll das hier?"

„Ich habe damals nicht verstanden, was der Mensch wollte. Jetzt verstehe ich ihn — O, es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich haben!"

„Mein teuerster Prinz!"

„Der es uns fühlen lassen kann! — Ha! Es muß süß sein!"

Er hielt wieder inne. Seine Miene erschreckte mich. Ich hatte sie nie an ihm gesehen.

„Der Elendeste unter dem Volk,“ fing er wieder an, „oder der nächste Prinz am Throne! Das ist ganz dasselbe. Es giebt nur Einen Unterschied unter den Menschen — Gehorchen oder herrschen!“

Er sah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menschen gesehen,“ fuhr er fort, „der sich unterstehen darf, mir dieses zu schreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schicksal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es ist etwas Großes um eine Krone!“

In diesem Ton ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieser Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umstand, der mich in nicht geringes Erstaunen und Schrecken setzte, und der die gefährlichsten Folgen haben kann. Über die Familienverhältnisse am *** Hofe sind wir bisher in einem großen Irrtum gewesen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, so sehr ich mich dagegensetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig sein, liebster O**, von der Griechin endlich etwas Positives zu erfahren; aber eben dies ist es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufschluß geben kann. Aus dem Prinzen ist nichts herauszubringen, weil er in das Geheimnis gezogen ist und sich, wie ich vermute, hat verpflichten müssen, es zu bewahren. Daß sie aber die Griechin nicht ist, für die wir sie hielten, ist heraus. Sie ist eine Deutsche und von der edelsten Abkunft. Ein gewisses Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, giebt ihr eine sehr hohe Mutter und macht sie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel gesprochen worden ist. Heimliche Nachstellungen von mächtiger Hand haben sie laut dieser Sage gezwungen, in Venedig Schutz zu suchen, und eben diese sind auch die Ursache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforschen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr spricht, und gewisse Rücksichten, die er gegen sie beobachtet, scheinen dieser Vermutung Kraft zu geben.

Er ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der ersten Zeit wurden die Besuche sparsam zugestanden; doch schon in der zweiten Woche verkürzte

man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verschwinden, ohne daß wir ihn zu Gesicht bekommen, und ist er auch nicht in ihrer Gesellschaft, so ist sie es doch allein, was ihn beschäftigt. Sein ganzes Wesen scheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von allem, was ihn sonst interessiert hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebster Freund? Ich zittre für die Zukunft. Der Bruch mit seinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menschen, von dem Marchese Civitella, gesetzt. Dieser ist jetzt Herr unsrer Geheimnisse, unsers ganzen Schicksals. Wird er immer so edel denken, als er sich uns jetzo noch zeigt? Wird dieses gute Vernehmen auf die Dauer bestehen, und ist es wohlgethan, einem Menschen, auch dem vortrefflichsten, so viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe melden zu können.

Der Graf von O** zur Fortsetzung.

Aber dieser nächste Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachricht aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Ursache sich in der Folge nur zu sehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urteile von meiner Bestürzung, als ich endlich im Dezember dieses Jahres folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu bestellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie schreiben nicht. Sie antworten nicht — Kommen Sie — o, kommen Sie auf Flügeln der Freundschaft! Unsre Hoffnung ist dahin! Lesen Sie diesen Einschluß! Alle unsre Hoffnung ist dahin!

„Die Wunde des Marchese soll tödlich sein. Der Kardinal brütet Rache, und seine Meuchelmörder suchen den Prinzen. Mein Herr — o mein unglücklicher Herr! — Ist es dahin gekommen? Unwürdiges, entsetzliches Schicksal! Wie Nichtswürdige müssen wir uns vor Mördern und Räubern verbergen.

„Ich schreibe Ihnen aus dem *** Kloster, wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben ruht er auf einem harten Lager neben mir und schläft — ach, den Schlummer der tödlichsten

Erschöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühl seiner Leiden stärken wird. Die zehn Tage, daß sie krank war, kam kein Schlaf in seine Augen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man fand Spuren von Vergiftung. Heute wird man sie begraben.

„Ach, liebster O**, mein Herz ist zerrissen. Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie aus meinem Gedächtnis verlöschen wird. Ich stand vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige schied sie dahin, und ihre letzte sterbende Beredsamkeit erschöpfte sich, ihren Geliebten auf den Weg zu leiten, den sie zum Himmel wandelte. — Alle unsere Standhaftigkeit war erschüttert; der Prinz allein stand fest, und ob er gleich ihren Tod dreifach miterlitt, so behielt er doch Stärke des Geistes genug, der frommen Schwärmerin ihre letzte Bitte zu verweigern."

In diesem lag folgender Einschluß:

An den Prinzen von *** von seiner Schwester.

„Die allein seligmachende Kirche, die an dem Prinzen von *** eine so glänzende Eroberung gemacht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen lassen, die Lebensart fortzusetzen, der sie diese Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr für einen Unwürdigen."

Henriette ***.

Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Trost und Hilfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines schwachen Beistands nicht mehr benötigt war. F*** lag krank und war nicht zu sprechen, als ich anlangte; folgendes Billett überbrachte man mir von seiner Hand. „Reisen Sie zurück, liebster O**, wo Sie hergekommen sind! Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Kardinal versöhnt, der Marchese wiederhergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren wußte? In seinen Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — die erste Messe hörte."

Ich drängte mich nichtsdestoweniger zum Prinzen, ward aber abgewiesen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geschichte.

Ende des ersten Teils.

Schillers Verbesserungen

der

Voßschen Übersetzung des Othello,

Akt 1 und 5, samt dem noch nicht veröffentlichten Akt 2.

(Das gesperrt Gedruckte rührt von Schiller her.)

Othello.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Straße in Venedig.

Roderigo und **Jago.**

— — — —

davon Kundschaft hattest.
Als wär' er deiner, [dich mit so was abgiebst]

Jago.

Ihr hört mich ja nicht an. Wenn ich mir je
dergleichen träumen ließ, will ich verdammt sein.
[Ihr wolltet mich nicht hören. —
Wenn ich mir je dergleichen träumen lassen,
will ich verdammt sein.]

Roderigo.

Du sagtest mir, du haßtest ihn von Herzen.

Jago.

Wenn ich's nicht thue, nennt mich einen Schurken.
[Bei Gott! das thu' ich auch.]
Drei Große dieser Stadt verneigten sich
Vor ihm bis auf die Erde, daß er mich
Zum Lieutnant möchte machen — und mein Seel!
[ersuchten ihn, zum Lieutnant mich zu machen,
mit vieler Demut, und bei meiner Treu]
ich kenne mich [und] ich bin des Platzes wert.
Doch Er, der nur auf seinem Kopf besteht,
weicht ihnen aus mit viel soldatischem Bombast
[mit soldatischem Bombast aus]
Und kurz am Ende schlägt ers ab und spricht:

Er habe schon den Offizier ernannt.
Und wer ist der? Fürwahr ein rechter Schulfuchs
— — — — — — — — — — —
als Spinnermädchen. [Theorien aus Büchern,
wovon die Räte wohl so klüglich sprechen (schwatzen)
wie Er; ein leerer Wortschwall ohn' Erfahrung
ist seine Kriegskunst.] Diesen traf die Wahl.
Und Ich, von dem sein Auge Proben sah
zu Rhodus, [Cyprus, werde abgefertigt
durch Komplimente und durch Versprechungen]
Cypern, bin zurückgesetzt.
— — — — — — — — — — —
Nicht nach der alten [Folge] Ordnung, wo der Zweite
— — — — — — — — — — —
So treue Schelmen peitscht mir — andre giebts
Die treu und dienstergeben sich gebärden,
Doch an sich selbst nur denken, die die Maske
Des unterthänigen Gehorsams tragen,
Doch ihre eigne Herrn sind in der That
[Die sich die Miene treuen Eifers geben]
[die unterm Schmucke treu ergebner Männer
ein Herz bewahren, das sich selbst bedenkt,
und ihrem Herrn nur scheinbar Dienste leistend,
durch sie gedeihn und wenn sie sich gebettet,
sich selbst nur huldgen.] Das sind gescheute Leute —
und dieser einer rühm' ich mich zu sein.
[Denn, Herr, so sicher als Ihr Roderigo seid,
wär' ich der Mohr, ich wäre Jago nicht.]
— — — — — — — —

Jago.

Auf, auf! hetzt ihm den Vater auf den Hals!
Macht Lärmen! auf! vergiftet sein Vergnügen,
Bringt alle Anverwandten in Bewegung!
[Ruft ihren Vater auf!
Erweckt ihn, stellt ihm nach, vergiftet sein Vergnügen,
Macht ihn zum Märchen, reizt die Anverwandten,
Und ob er gleich im milden Lande wohnt,
plagt ihn mit Fliegen. Ist die Freud' ihm Freude,

so werft ihm dennoch so viel Qual hinein,
bis sie die Farbe wechselt.]
— — — O Schmach! zieht [Eure] Kleider an!
— — — — — — — — — —
Jetzt eben fährt der schwarze [Kerl] Bock zur Hölle
— — — — — — — — — —
mein Kind sei nicht für dich, und nun da du
Dich vollgeschwelgt, kömmst du [mit] in tollem Mut
[Da du mit Speis und Trank (Wein) dich vollgeladen (geschwelgt)]
Mich in der Ruh zu stören.

Roderigo.

Herr! Herr! Herr!

Brabantio.

Doch sei gewiß, ich habe Macht genug
[ich habe Rang und Macht (mein
Geist und meine Würde haben Macht)]
— — — — — — — —
Mein Haus ist keine Scheure!

Roderigo.

Edler Herr,
Ich komme ja zu Euch in bester Meinung.
[Ehrwürdiger Brabantio!
unschuldiges, reines Herzens nah' ich dir.
— — — — — — — —

Ihr wollt also mit einem blinden Aug' ansehn, wie ein alter Berberhengst mit Eurer Tochter davon trabt. [Ihr wollt Euch also in den schwarzen Orden aufnehmen lassen.] Ihr wollt also Postpferde zu Vettern, und Zelter zu Basen und Nichten haben? [Ihr wollt also des Teufels Großmutter zu Eurer Base machen?] [Ihr wollt also, daß Eure künftigen Enkelchen mit einem schwarzen Seelen-Panzer herumlaufen? (ein Trauerkleid auf die Welt mitbringen?)]

— — — — — — — — — —

Ich bin einer, mein Herr, der Euch sagen will, daß Eure

30. [Ihr ... machen?] Gestrichen und durch Unterpunktierung hergestellt.

Tochter und der Mohr soeben der Venus opfern. [in der wilden Flucht begriffen sind] dabei sind, einen doppelten Adler zu machen

— — — — — — — — — —

Roderigo.

Ich steh' für Alles. Doch ich bitt' Euch, Herr
[will für Alles stehn. Doch ich ersuch Euch]
War's Euer Will' und weise Zustimmung
(wie's fast mir dünkt), daß Eure schöne Tochter
Jetzt, eben jetzt in dieser Mitternacht
In keiner bessern Aufsicht und Begleitung
Als eines feilen Schufts von Gondolier
Dem üpp'gen Mohren ausgeliefert wird,
[In dieser schwer durchwachten Mitternacht
von einem Mietling, einem Gondolier
dem buhlerischen Mohren zugeführt wird]
wenn Ihr dies wißt und Euren Segen gebt,
so haben wir wohl gröblich Euch beleidigt.
Doch wißt Ihr nicht, so sagt mir Sitt' und Anstand,
daß Ihr mit Unrecht eure Freunde schmält, [denn glaubet nicht,
daß ich von aller Höflichkeit entfernt,
mit Euer Gnaden Spott und Kurzweil treibe.
Noch einmal denn, wenn Ihr nicht drein gewilligt,
so hat die Tochter gröblich sich versündigt,
Pflicht, Schönheit, Witz, Vermögen festzuknüpfen
an einen flatterhaften Abenteuerer.]
Seht selber zu. Ist sie im Schlafgemach,
so züchtigt mich nach dem Gesetz Venedigs
[Eurem Staatsgesetz]
als einen Lügner und Verleumder.
[Weil ich Euch täuschte.]

Brabantio.

He! schlagt Feuer [an! Allarm!]
Gebt mir ein Licht! Ruft all mein Hausgesinde!
Der Vorfall trifft mit meinem Traum zusammen,
Und Böses ahndet mir — Licht, sag' ich, Licht!

2. dabei ... machen. Nur aus Versehen von Schiller, der hinter „opfern" einen Punkt setzte, nicht gestrichen.

[und eine bange Ahnung drückt mich schon.
Licht sage ich, Licht!]

(Brabantio entfernt sich von oben.)

Jago.

Lebt wohl! ich darf hier länger nicht verweilen.
Es paßte schlecht zu meinem Amt [Nicht heilsam wär'
es für mein Amt]
als Zeuge
Dem Mohren gegenüber aufzutreten,
und bleib' ich, werd' ich's müssen, denn ich weiß,
wenn dies ihm auch ein wenig Abbruch thut,
kann ihn der Staat doch füglich nicht entbehren.
[Denn er ward auserſehn zum Krieg in Cyprus,
und keinen zweiten fände wohl der Staat
von seinem Wert, die Stelle zu bekleiden.]
Drum ob ich ihn gleich hasse wie die Hölle
[wie Höllenqualen hasse]
so muß ich doch zu [um] meiner Sicherheit
— — — — — — — —
Mit dem Mohren, sagst du? o wer möchte Vater sein! —
[Wie konntest du sie denn erkennen? — Mädchen,
du trogst mich unbegreiflich! — Was sagte sie zu dir?]
Mehr Fackeln her; ruft alle Anverwandte.
— — — — — — — —
ich kann zur Not befehlen. — Waffen her!
[Und bringt mir etliche Stabsoffiziere].
Ich will es dir vergelten, guter Mann.

(Gehn ab.)

Zweite Szene.

Jago.

Wie ich euch sagte, Herr. Wohl zwanzigmal
[Obgleich ich manchen schon im Feld erschlug,
so fühl' ich doch vorsätzlich zu ermorden
Gewissensangst. Mir fehlt's an Böslichkeit,
die manchmal wohl mir hülfe. Zwanzigmal]
dacht' ich daran, den Stoß ihm zu versetzen.

Othello.

Es ist so besser, wie es ist. —

Jago.

Wohl! doch er sprach so ehrenrührig
[schwatzte
und sprach so kränkende, nichtswürdige Dinge]
Von Euch, daß all mein
[Eurer Ehre, daß ich mit meinem bischen]
bischen Frömmigkeit
Mich kaum zurückhielt. Aber sagt mir, Herr,
— — — — — — — — —

Kassio.

Etwas aus Cypern [Cyprus], wenn ich raten darf,
— — — — — — — — — —
[Und] Viele von den Räten sind schon auf, Euch ließ
Man eilig suchen
[Und bei dem Herzog — Euch ließ man eifrig suchen
Und weil man Euch nicht in der Wohnung fand,
So schickte drei Parteien der Senat,
Euch aufzusuchen.]
— — — — — — — — — —
So ist sein Glück gemacht.

Kassio.

Wie meint Ihr das?
[Das kann ich nicht verstehn.]

Jago.

Er ist vermählt.

Kassio.

Mit wem?
(Othello kömmt zurück.)

Jago.

I nun, mit — Kommt Ihr, Feldherr? [General?]
— — — — — — — — — — —
Ob eine Jungfrau, schön und zart und glücklich,
[So abgeneigt der Heirat, daß sie stets

10. Mich kaum, von Schiller gestrichen und wieder übergeschrieben. — 13. Cypern [Cyprus], so auch später.

Die reichsten Jünglinge (Stutzer) des (unsres) Landes mied,]
Ob solch ein Mädchen ohne Zauberkünste [Zauberfesseln]
Entlaufen konnte zum Skandal der Welt
Entlaufen in die Arme eines Scheusals
[Wohl je zum Hohn (Spott) der Welt entlaufen wäre
in die schwarzen Arme eines Wesens
Hin an das schwarze Herz von solchem Wesen
Wie du, gemacht [bist, hin] zum Schrecken, nicht zur Freude.
[Die Welt soll richten, ob's nicht augenscheinlich,
daß du auf sie gewirkt mit schnödem Zauber,
Ihr zartes Alter mißgebraucht mit Tränken,
die den Verstand verrücken. — Man soll es untersuchen;]
Ich fordere Recht. — Man soll es untersuchen
Darum [denn höchst wahrscheinlich und handgreiflich ists
Demnach] ergreif' ich und verhaft' ich dich
Als einen, der ruchlose Künste treibt.
Legt Hand an ihn, ergreift ihn.
[und setzt er sich zur Wehr,
So zwingt ihn mit Gewalt.

Othello.

O halt ein,
Ihr die ihr mir geneigt seid, und ihr andern.
Wär' fechten jetzt die Losung [mein Stichwort], ohne Helfer
— — — — — — — — — — —

Brabantio.

Zur Haft, bis über dich nach dem Gesetz
Gesprochen ist [des Gesetzes
Gelegne Zeit, und grader Lauf des Rechtes
Die Antwort fordern.]
— — — — — — — — —
Vor ihn zu führen.

[Kassio. Offizier.]

— — — — — — — — — —
Nicht klein ist mein Geschäft; der Herzog selbst,
[Und jeder meiner Brüder im Senat]
Muß diese [meine] Kränkung wie die seine fühlen.
— — — — — — — — — —

Dritte Scene.

— — — — — — — — — —

Erster Senator.

Ja! sie weichen ab.
Mein Brief berichtet hundertsechs Galeren.

[**Herzog.**

Der meine hundertvierzig.]

— — — — — — — — — —

Matrosen (hinter der Scene).

He! Holla! Holla! (Es kommen zwei Matrosen.)

Erster Senator.

[(Es kommt ein Offizier mit Matrosen.) Offizier.

— — — — — — — — —

Daß ihm's weit mehr am Herzen liegt als Rhodus,
Und daß es leichter zu erobern, — wenn [ist]
Wir dies bedenken, Signor, dürfen wir
Den Türken nicht für solchen Thoren halten,
Daß er den leichten Sieg verachten werde
[so darf der Türk uns nicht so thöricht dünken
Das aufzusperren, was zuerst ihn anspricht,
Ein leicht gemächlich Unternehmen lassend,]
Um so ein nutzlos Wagstück zu bestehn.

Herzog.

Nach allem Anschein geht es nicht auf Rhodus.

Zweiter Senator. [**Offizier.**]

Gut! Hier kömmt neue Botschaft.
(Bote kömmt.)

Bote.

Gnäd'ge Herren,
Die Ottomanen, die gerades Laufs
Auf Rhodus zugesteuert, haben sich
[Die Ottomannen, würd'ge, gnäd'ge Herren,
Die grades Laufs nach Rhodus steuerten,
Sind dort vereint]

20. aufzusperren (Goedeke), ? aufzusparen ? Voß, 1806, S. 26:
Zuletzt versparend, was am nächsten liegt.

Mit einer kleinen Flotte dort vereinigt —
— — — — — — — — —
Und bittet ihm zu glauben.

Herzog.

Cypern also!
[Ist nicht so
So geht es denn auf Cyprus
Ist nicht Marco Lucchese in der Stadt?

Erster Senator.

Er ist jetzt in Florenz.

Herzog.

Schreibt ihm.
Empfehlt ihm Blitzeseile schnell!]
— — — — — — — —

Brabantio.

Und mir der Eure. Gnäd'ger Herr, verzeiht,
Mein Amt nicht, nicht der Ruf [noch Gerücht] von dem, was vorgeht,
— — — — — — — — — — —
Daß er die andern Sorgen ganz verschlingt [in sich schlingt, und dennoch sich nur fühlt.]

Herzog.

Was giebt es denn?

Brabantio.

O [Tochter,] meine Tochter!
— — — — — — — — — —
Da sie nicht blind war, nicht verkehrten Sinnes [noch fühllos]
War ohne Zauberei nicht möglich.

Herzog.

Wer es auch sei, der Eure Tochter so
Bethört [sein mag, der durch schnöde Mittel
So Eurer Tochter die Besinnung nahm
Und Euch Eur Kind,] des schweres Urtel sollt ihr selbst
In unserm [Ihr selbst im] blutigen Gesetzbuch lesen
Und selbst Ausleger sein, und wär' [wenn] mein Sohn
Der Schuldige [Angeklagte wäre]

Brabantio.

Ich dank' Euch unterthänig. —
Hier steht der Mann, der Mohr, den Euer eigner
[jetzt, so scheint es
Ausdrücklicher] Befehl, wie's scheint, in Staatsgeschäften eben jetzt
Hieher beschied.

— — — — — — — — — —

Und schlecht begabt mit sanften Friedensworten —
[Seit siebenjährig Mark mein Arm gewann,
Bis jetzt, neun Monden ausgenommen, hat er
Am schweren Kampf im Schlachtfeld sich geübt,
Und von dem Weltlauf lernt' ich nicht viel mehr,
Als was Bezug auf Streit und Schlacht hat.
Drum werd' ich meine Sache wenig schmücken,
Sprech' ich für mich; dennoch (mit güt'ger Nachsicht)
Erzähl' ich rund heraus und ungeschminkt
[der Liebe Hergang, welche Tränk' und Reize,]
Was für Beschwörung, welcher mächt'ge Zauber
(Denn solcher Dinge steh' ich angeklagt)
Die Tochter mir gewannen.

Brabantio.

Solch ein Mädchen, [nie verwegen,]
So sittsam [keusch (ruhig)] von Gemüt, so ganz voll Unschuld,
[daß jede Regung]
Daß jede Regung ihres Herzens vor sich selbst
[Sich selbst] errötete — die sollte der Natur,
Der Jugend, Ehre, der Geburt zum Trotz
Das lieb gewinnen, was ihr Grausen macht?
[zu sehn sie schreckte?]
Nur anzusehn? Nein.
[Ein schwaches, mangelhaftes Urteil nur
Kann glauben, daß Vollkommenheit so sehr
Vom Ziele irrte.] Höllenkünste waren's,
Die das vermocht [bewirkt]. Demnach behaupt' ich nochmals,
Daß er mit Tränken [, wirksam auf das Blut] und mit Zaubereien
[Und Zaubereien, begabt mit solchen Kräften,]
Auf sie gewirkt.

13. Schlacht (Goedeke), 1806, S. 30: Schlachten.

Herzog.

Behaupten ist noch nicht beweisen,
Mit stärkern, mit einleuchtenderen Gründen
[stärkeren und helleren Belegen]
Als dieser schwache Schein armseliger
Vermutungen gewährt, müßt ihr der That
Ihn überführen. [zeugt wider ihn.

Senator.

Aber sprecht, Othello.]

Senator.

Saget an, Othello,

— — — — — — — — — —

Othello.

Ich ersuch' Euch,
Schickt in den Schützen nach dem jungen Fräulein,
Daß sie's vor ihrem Vater selbst erkläre.
[sie vor mir, vor ihrem Vater rede.]
Und wenn sie dann für schuldig mich erklärt,
So nehmt mir nicht die Ehrenämter bloß
[bloß die Ehrenämter]
Die ich von euch empfing, nein sprecht mir selbst
[Euer Spruch]
Das Leben ab [Verwirke selbst mein Leben.]

— — — — — — — — — —

Bis auf den Tag [Punkt], wo er mich reden hieß.

— — — — — — — — — —

Und wenn sie dies eilfertig abgethan,
Gleich kam sie wieder und mit durst'gem Ohr
[Kam sie zurück und mit gefräß'gem Ohr]
Verschlang sie meine Rede.

— — — —

Als meine Rede nun zu Ende war,
Da gab sie mir zum Lohn ein Heer von Seufzern
Und schwur: es wäre seltsam, wunderseltsam
Und rührend wär's; unendlich rührend wär's.
Sie wünschte, daß sie's nie gehört, und wünschte wieder,
[Sie wünscht, es nie gehört zu haben, und zugleich]
Daß ihr der Himmel solchen Mann bestimmt.

Drauf [Und darauf] bat sie, wenn ein Freund von mir sie liebte
[Sie liebte,] Sollt' ich ihm die Geschichte nur erzählen lehren,
[sollt ich ihm die Rede lehren]

— — — —

Brabantio.

[Ich bitt' euch] Hört sie an, ich bitt' euch,
Wenn sie gesteht, daß sie ihm selbst entgegen kam
[mitgefreit]
Fluch auf mein Haupt, wenn ich den Mann verleumde.
[mit bösem Leumund]
Komm her, mein schönes Kind. Erblickst du Einen
In diesem edeln Kreis, dem du den meisten
[Den Mann beschimpfe! Komm, geliebtes Kind.
In dieser edlen Sitzung, wem am meisten
bist du] Gehorsam schuldig bist?

— — — — — —

Brabantio.

Gott sei mit dir! — Ich bin zu Ende! —
Geliebt's, so sprechen wir von Staatsgeschäften!
[Ich möcht' ein Kind annehmen eh'r als zeugen.]

— — — — —

Ist einer, der nach neuem Unglück jagt.
[Kann man den Raub des Schicksals nicht verhindern,
So muß Geduld die Kränkung freundlich lindern.]

— — — —

Brabantio.

So laßt den Türken immer Cypern nehmen,
Wir haben's noch, wenn wir uns nicht drum grämen.
— Herr, ich erkenne Euren weisen Rat,
[Wenn nun der Türk um Cyprus uns betrügt,
Wir lächeln nur, und haben doch gesiegt.
Der nimmt das Sprüchlein wohl, der drin nur findet
Den unerbetnen Trost, den es verkündet.
Doch wer Geduld zum armen Trost erfaßt,
Der trägt an Spruch und Gram zwiefache Last.
Solch Wortkram dient gleich gut in beiden Fällen,
Dem zum Verzuckern, jenem zum Vergällen.]

— — — — —

Und obgleich wir dort einen trefflichen Statthalter [Stellvertreter von anerkannter Tüchtigkeit] haben, — — —

— — — —

Wie's ihrem Stand [der Geburt] geziemt.

Herzog.

Gefällt es dir,
So bleibe sie in ihres Vaters Haus [beim Vater.]

— — — —

Herzog.

Was willst du, Desdemona? Sprich!

Desdemona.

Daß ich
Den Mohren lieb' und ihm nur leben will
[Daß ich den Mohren lieb' und ihm nur lebe]
Mag die Entschlossenheit, mit der ich mir
Mein Glück erstürmt, durch alle Welt verkünden,
Sein innrer Wert ist's, der mein Herz besiegt.
[Mag die Gewalt, mit der mein Glück ich schwärzte (sprengte),
Der Welt verkünden. Überwunden ist
mein Herz durch meines Gatten innern Wert.]
Ich sah sein Antlitz nur in seiner Seele,
Und seinem Ruhme, seinem Heldenmut [Ruhm und seiner
Tapferkeit]

— — — —

Um des Verlangens Gaumen zu ergötzen,
[Noch aus Begier und eigner Sättigung]

— — — — —

Und mög' es Gott verhüten, daß ihr denket,
Ich könnte euer [könnt' eur ernst und] groß Geschäft versäumen,
Weil sie mit mir ist. Nein! wenn je der leichte Tand
Des flücht'gen Amor meinen Geist erschlafft
[meines Geistes Werkzeug
Versenken wird in üppige Betäubung]

— — — —

Du mußt heut [zur] Nacht noch fort.

Desdemona.

Heut [zur] Nacht?

Herzog.

Heut [zur] Nacht.

Othello.

Von ganzem Herzen.

Herzog.

[Um neun Uhr Morgens trefft hier wieder ein.]

— — — —

Herzog.

Wohl! so mag es sein.
Gute Nacht für jedermann. — Und, edler Herr;

(zu Brabantio)

Wenn je die Tugend einen Mann verklärt,
Ist euer Eidam schön und liebenswert.
[Wenn's nur der Tugend nicht an Weisheit fehlt,
Wird euer Sohn den Weißen beigezählt.
Wenn's nur der Tugend nicht an Reinheit fehlt,
Wird euer Sohn den Reinen beigezählt.]

Senator.

Leb' wohl, mein braver Mohr, samt Desdemona.

Brabantio.

Gieb wohl acht, Mohr, hab' scharfe Acht auf sie!
Den Vater täuschte sie, sie kann auch dich betrügen.
[Gieb acht auf sie mit immer wachen Blicken,
So wie den Vater, kann sie dich berücken.]

— — — —

Jago.

Gut, wenn du das thust, sind wir geschiedene Leute. [Dann werd' ich hienach nicht mehr dein Freund sein.] Du alberner Ritter.

Roderigo.

Leben ist Albernheit, wenn das Leben eine Qual ist. [, und wir haben Vollmacht zu sterben, wenn der Tod unser Arzt ist.]

Jago.

O niederträchtig! Ich habe nun schon viermal sieben Jahre den Weltlauf mit angesehen, und seit ich zwischen Wohlthat und Beleidigung einen Unterschied machen [Kränkung unter=

scheiden] kann, habe ich noch keinen gefunden, der es verstand, sich selber zu lieben.

— — — — —

Roderigo.

Was soll ich thun? Ich bekenne, es macht mir Schande, so verliebt zu sein, aber ich kann's nun einmal nicht [es steckt nicht in meiner Jugend das zu] ändern.

— — — — — —

Jago.

Komm, sei ein Mann! Dich ersäufen? Ersäufe Katzen und junge Hunde. Ich habe mich für deinen Freund erklärt, und das will ich dir jetzt durch die That beweisen [ich gestehe, daß ich mit recht festen Stricken an deine Verdienste geknüpft bin Nie aber konnte ich dir nützlicher sein als jetzt.] — — — — Sie ist jung, sie muß sich [muß sich ihrer Jugend wegen] bald verändern, und wenn sie ihn erst [seinen Körper] satt haben wird, dann wird sie schon den Irrtum in ihrer Wahl gewahr werden. — — — — Treib so viel Geld auf, als du kannst. Darum nur Geld in deine Tasche. [Deswegen schaff' Geld herbei.] Habe der Kukuk das Ersäufen! Das liegt ganz ab vom Wege. — — — —

Wir wollen morgen mehr davon reden. Morgen, hörst du? Lebewohl. [Lebwohl! Roderigo. Wo sehen (treffen) wir uns morgen? Jago. In meinem Hause.]

— — — — —

Jago.

Geh nur. Leb' wohl. Thu Geld in deine Tasche.

(Roderigo ab.)

So mach ich meinen Narrn zu meinem [stets den Narren mir zum] Beutel.
Entweihen würd' ich meine Fähigkeiten,
Wenn ich mit solchem Kauz die Zeit verdürbe,
Und hätte keinen Spaß davon noch Vorteil.

7 Jugend (Goedeke) ? Tugend ? 1806, S. 41: aber es liegt nicht in der Gewalt meiner Tugend, dem abzuhelfen. Zu dem Folgenden bemerkt Goedeke: Die euphuistische Rede Jagos (über die Leiber als Gärten und den Willen als Gärtner darin) hat Voß übersetzt, aber Schiller gestrichen. — 20. Habe, 1806, S. 46: Hole. (Die vorhergehende Verheißung Jagos, daß R die Desdemona haben solle, hat Schiller gestrichen.)

Den Mohren haß' ich, denn es will verlauten,
Daß er mein Weib verführt. Sei's wahr, sei's nicht,
[Und es nicht Vorteil brächt' und Spaß. Den Mohren haß' ich.
Man redet stark davon, daß er mein Amt
Im Bett verwaltet hat. Ich weiß nicht, ob es wahr ist.]

— — — — —

Ein [Ist] doppelt Schelmenstück [schurkenhaft] — Nun, nun, laß sehen —
Nach ein'ger Zeit den Mohren überreden,
[Nach kurzer Zeit Othellos Ohr betrügen],
Daß er mit seinem Weibe zu vertraulich sei.

— — — —

Treuherzig ist der Mohr und ohne Falsch
[Und hält für ehrlich jeden, der so aussieht,]
Und läßt sich willig an der Nase führen,
Wie Esel thun. — Ich hab's. Entworfen ist's,
Und Nacht und Hölle soll's zu Tage fördern.
[Ich bin am Ziel, was Höll' und Nacht gesponnen,
Soll frei heraufgehn an das Licht der Sonnen.
Ich hab's; so soll es sein. Aus Höll' und Nacht
Werd' an das Licht dies Ungetüm gebracht.]
[Zu Tage fördern soll es Höll' und Nacht.]

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Hauptstadt von Cypern.
Schloßplatz.

Montano und **Ein Edelmann [zwei Edelleute].**

Montano.

Was kann man [könnt Ihr] von dem Kap zur See erkennen [entdecken]?

Edelmann.

Durchaus nichts. Es ist hohe [hochgetürmte] Flut, kein Schiff
[Und] Läßt sich entdecken zwischen Meer und Himmel. [kann ich nicht
Ein Schiff entdecken.

19. Reminiscenz aus der Rütliscene des „Tell". — 24. Das Original dieser Scene, aus v. Radowitz' Autographensammlung, befindet sich auf der Berliner Bibliothek und erscheint hier zum erstenmal gedruckt.

Montano.

Mich dünkt, der Wind war heftig auf dem Lande;
Ein stärkrer Sturm bewegte nie die Zinnen.
Wenn's ebenso gerast hat auf der See,
Welch eichner Kiel wird noch zusammenhalten,
Wenn Berge niederschmelzen? — was wird das Neues bringen?

2. Edelmann.

Wohl den Ruin des türkischen Geschwaders.
Denn stellt Euch nur ans schaumbespritzte Ufer;
Die laute Woge schlägt zur Wolk' hinan,
Die sturmbewegte Flut scheint hoch empor
Zum hellen Bären Wasser hinzuschleudern
das Licht des ew'gen Polsterns
Und des ew'gen Polsterns Wächter auszulöschen.]

Montano.

Nie sah ich so entsetzliche Empörung
Des wilden Meers.

[**Montano.**]

— Hat sich die Türkenflotte
Nicht eine Bucht gesucht, so kam sie um.
Es ist unmöglich, daß sie's überstanden.

(Zweiter [Dritter] Edelmann kömmt.)

2. [3.] Edelmann.

Was Neues, Herrn, der Krieg ist abgethan.
Der Sturm hat so die Türken zugerichtet,
Daß ihr Beginnen lahmt. — Ein Kriegsschif aus Venedig
Hat ihren [angesehn den jammervollen] Schifbruch angesehn
Vom Hauptteil
Des größten Teiles ihrer Flotte.

Montano.

Wie? ist das wahr?

2. [3.] Edelmann.

Das Schif ist eingelaufen,
Ein Veroneserschif, und Michael Kassio,
Der Leutenant des tapferen Othello,
Stieg aus ans Land. Der Mohr ist auf der See
Und hat den Auftrag Cypern zu[verteidigen.] [für Cyprus
ehrenvollen Auftrag] beschützen.

Montano

[Stellvertreter]
Mich freut's, er ist ein würd'ger Gouverneur.

3. Edelmann.

Doch Kassio — [ob er gleich uns Trost vermeldet
Vom Los der Türken] — ist sehr um ihn [doch] bekümmert,
Denn ihre beiden Schiffe [Und wünscht dem Mohren Rettung,
denn sie] trennten sich
Im wilden Sturm.

Montano.

O mög' ihn Gott erhalten.
Ich diente unter ihm. [Er führt's Kommando
Recht wie ein Kriegsmann. | Kommt jetzt zum Hafen [nach der See],
Daß wir [Sowohl] das eingelaufne Schiff begrüßen [zu sehen,
püren
Als auch den wackren Mohren auszuspähen
Bis wo das Meer vom blauen Himmel nicht
Sich unterscheiden läßt.

Edelmann.

Das laßt uns thun
Denn jegliche Minute führt Erwartung
Von neuer Ankunft.] (**Kassio** kömmt.)

Kassio.

Dank allen Edlen dieser tapfren Insel,
Die so den Mohren lieben Möge Gott
[Ihm Schutz gewähren vor den Elementen]
Ihn schützen vor der Wut der Elemente!

Zweite Scene.

— — — — — — — —

Kassio.

Uns trennte die gefahrenvolle See.

Montano.

Hat er ein gutes Schiff?

— — — — — —

29. Shakespeares Othello übersetzt von Dr. Johann Heinrich Voß, Professor am Weimarischen Gymnasium Mit drei Kompositionen von Zelter. Jena bei Friedrich Frommann. 1806. S. VI f.: „Die ungewöhnliche Länge des Stückes, und die aus der Verschiedenheit unseres Zeitalters von dem Shakespearischen entspringenden veränderten Forderungen, sowohl der Bühne als des Publikums, machten einige wesentliche Verände-

Von [wohlerprobter], sicherer Erfahrung, Darum hoff' ich
[Deshalb hat meine Hoffnung Zuversicht]
Er sei gerettet.

— — — — — —

wer gelandet
(Zweiter Edelmann geht).
[Sogleich (geht ab.)]

— — — — — —

Kassio.

Ja wohl und glücklich; [er bekam] ein[e] [Mädchen] Braut
gewann er,
[Die selbst ein steigerndes Gerücht erreicht,
Die wohlberedter Federn Lob zurückläßt.]
Die in dem Umkreis lebender Natur
[Den Vorzug trägt] Nicht ihres Gleichen hat — Nun?
Wer [ist] lief ein? [gelaufen]

— — — — — — — — — — —

getürmter Sand
[(Verräter, lauernd auf den armen Kiel]

— — — — — — — — — — —

Kassio.

Die ich Euch nannte, [unsers Feldherrn Feldherr] unsers
Herren Herrin

— — — — — — — — — — —

Und [Cyprus] Cypern Trost verleihe.

— — — — — — — — — — —

Männer von [Cyprus] Cypern.

Desdemona.

Ich dank' euch, edler Kassio,
Was [könnt] wißt Ihr Neues mir [vom Gatten sagen]
von meinem Herrn.

— — — — — — — — — — —

rungen notwendig, die Schiller mit ebenso sicherer als schonender Hand bewerkstelligte. Es that ihm leid, die Stelle am Anfange des zweiten Aktes wegstreichen zu müssen, wo Jago seine Gehässigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die nachher in That übergeht, als Gesinnung äußert." Das Bruchstück, im Besitz des Grafen Paul York von Wartenburg auf Klein-Öls in Schlesien, erscheint hier zum erstenmal gedruckt; es beginnt mit S. 53 dieser Übersetzung, die übrigens, was aus der Vorrede sich nicht ergiebt, noch vielfache Abänderungen des, Schillern vorgelegenen, Manuskriptes erlitten hat. So lautet z. B. gleich der erste Vers des folgenden Bruchstücks im Druck von 1806: Denn ich verlor ihn in dem Kampf der See. Auch Schillers Änderungen hat Voß zum Teil wieder verändert.

Jago.

— — — — — — — — — — —

Heil'ge, wenn ihr beleidigt, aber Teufel
Wenn [man euch kränkt, Komödiantinnen] ihr beleidigt werdet
[In eurem Hausstand, Hausfraun in den Betten]

Desdemona.

O Verleumder!

(Das Folgende ist durchgestrichen, 2 Seiten Folio, bis Desdemona: wenn er gleich dein Mann ist.)

Jago.

— — — — — — — — — — —

Ich wollt', es wären Klystiersprüzen] (von Sch. übergeschrieben: Raketen, aber durchstrichen).

Othello.

— — —

Im [dunklen Schicksal] Schoß der Zukunft harrt.

Othello.

— — —

Wie geht's den alten Freunden auf der Insel?
[Liebchen] Lieb Weib .... [Cyprus] Cypern
— — — aufs Schloß;

[Er ist ein guter Mann] Er hat uns wohl geführt [und große Achtung gewinnt ihm sein Verdienst].

Jago zu den Bedienten.

[Erwartet mich bald an dem Hafen. Tritt näher] Geht nur voran, ich folge gleich. (Bediente gehen.) (zu Roderigo) Komm näher.

Jago.

— — — Den Teufel [zu betrachten?] anzusehen? Wenn das Blut [durch den Genuß der [ersten] Liebe] erst abgekühlt ist ... zu entflammen, [und der Sättigung einen neuen Reiz zu geben] .... darbietet. Ein [teuflischer Bube] Teufels-Kerl! (ausgestrichen, dafür) Teufelischer Bursche, (zuletzt:) Teufels-Bursche! Überdies ist der [Bube] Bursche hübsch.

Jago.

Buhlerei war's bei meiner Ehre; [ein Vorläufer und dunkler Prolog war's zum Schauspiel der Lust und schnöden Gedanken] Sie kamen sich so nah mit ihren Lippen. .... Wo dergleichen Vertraulichkeiten den Weg bahnen, da [sind thätige Ausführung

und das Ende vom Spiel nah bei der Hand] ist dann Ausführung und Entwicklung nicht mehr weit. . . .

Jago.

. . . die [von Cyprus] Cyprier . . . . beruhigen, als bis [Kassio weggeschafft ist. So wirst du einen kürzeren Weg zu deinen Wünschen haben, weil ich dann Mittel erhalte, sie zu fördern, und weil dann das Hindernis aus dem Wege geräumt wird, ohne welches für unser Gedeihn keine Hofnung ist] er entfernt wird — Ist Kassio erst aus dem Weg, so kannst du dann viel leichter zu deinem Ziel gelangen.

Roderigo.

Das will ich thun, [wenn du die] Schaff mir nur Gelegenheit dazu [schaffst]

Jago.

[Dafür steh'] Die schaff' ich.

Othello.

— — Komm, Geliebte,
[Nach abgeschloßnem Kauf die Frucht zu pflücken,
Hat noch gefehlt. — Das soll uns jetzt entzücken.
Gute Nacht!]

Kassio.

— — vorzügliches Frauenzimmer.

[**Jago.**

Und ich stehe davor, lustig dabei.

Kassio.

In der That ein unschuldiges, reizendes Geschöpf.]

— —

Jago.

Nun, viel Glück [zu ihrer Brautnacht] dem Brautpaar! — — Komm Leutnant, ich hab' einen [Nößel] Flasche Wein. (Im folgenden ist, aber anscheinend nicht von Schillers Hand, „Glas" dreimal in „Becher" geändert.)

Jago.

Ei, Freund, dies ist eine [Brausenacht] lustige Nacht

Jago.

— — —

Zu dem, was er bereits [zur Nacht] vorher getrunken,

[So wird er so voll Zank und Anstoß] Wird er so bißig
und voll Streitsucht sein
Als meiner Frauen Hund. — Mein Gimpel Roderigo,
[Den Liebe fast schon auf den Kopf gestellt]
Dem seine Liebe schon den Kopf verrückt
Hat heute Nacht auf Desdemonas [Heil] Wohl

— — —

Hab' ich mit schäumenden Bechern zugedeckt.
[Und die gehn auch zur Wache.]

— —

Den Kassio zu einem Aufstand reizen,
Der schwer [die Insel kränkt] schweres Aufsehn macht.
Doch still! sie kommen.
Wenn der Entwurf sich im Erfolg bewährt,
[Fahr' ich mit Wind und Strome [ungestört] unbeschwert]
Fährt meine Barke frisch mit Wind und Strom.

Kassio.

kleinen [Rest] Hieb beigebracht.

(Später gestrichen von: Jago. Das lernt' ich in England .. bis: gefüllt werden kann.)

Montano.

. . . Bescheid [geben] thun

— — —

Jago.

Ihr seht den [Jüngling, der soeben ging] jungen Mann,
der eben wegging.

— —

Es hält mit seiner Tugend. [Gleichgewicht,
Eins ist so groß, wie's andre.]

Montano.

— — einem Manne
Von solchen [tiefen Schwächen] solchem Laster anvertraut.
Es wäre
[Es wär'] ein gutes Werk, [davon den Mohren
Zu unterrichten.] den General zu warnen.

— —

Montano.

O nicht doch, guter Leutnant [laßt ihn unberührt.]

(Er thut ihm Einhalt.)

Kassio.

[Herr, laßt mich gehn;
Sonst stoß' ich Euch die Backen ein.]
Herr, was wollt ihr?
Hinweg, sonst kriegt ihr eines auf die Ohren.

Kassio.

Ich betrunken?

Jago (leise zu Roderigo).

Fort, sag' ich, lauf und [rufe Meuterei] mache Lermen
— Haltet!

— — —

Helft, Leute! [Hier fürwahr, ist gute] Warlich eine schöne Wache!
[Wer zieht die Glocke denn? Zum Teufel, halt!]
(Die Sturmglocke geht.)
Die Stadt kömmt ja in Aufruhr! — Pfui doch, Leutnant! [Halt!]
Du machst dir ew'ge Schande! — Was zum Teufel!
Wer hat den Einfall gar noch Sturm zu läuten?

— — —

Montano.

Ich blut', ich bin verwundet [auf den Tod —
Ich mord' ihn.]

Othello.

— — und thun [es selber] uns selbst

Jago.

Ich weiß es nicht. — [Sie waren gute Freunde
In Eintracht, recht wie Bräutigam und Braut,
Die sich entkleiden] Sie waren eben noch
Die besten Freunde, und in schönster Eintracht

— — —

Die mich hieher gebracht [, zu einem Theil desselben], es anzusehn.

Othello.

Rühmt Euch die Welt, [und Euer Nam' ist groß.] euch schätzen weise Männer
[Bei weisen Richtern] O Sprecht, [wie kam es denn], daß ihr den wohl

[Daß ihr den wohl] bewahrten Ruf so in die Schanze schlugt,
[So in die Schanze schlugt und] Daß ihr den guten Ruf so lose hieltet,
Und euer Ansehn hingabt für den Mann]
[Nachtschwärmers hingabt] [Des nächt'gen Schwärmers?]
Und für den Nahmen eines lermenden
Gebt mir hierauf
Nachtschwärmers hingabt? Hierauf gebt mir Antwort
— — — — — — das mir schwer fällt. —
[Von Allem was ich weiß.] Doch weiß ich nicht, worinn ich mich
Daß ich mich heut' in Red' und That vergangen;
Wofern nicht [manchmal Sorge für uns selbst
Und] Selbstverteidigung . . . .

Othello.

Nun, bei Gott!
Mein Blut [beginnt mir die Vernunft zu meistern] kocht über, die Geduld verläßt mich
[Und Leidenschaft, die mein Gemüt verdunkelt,
Wird jetzt zur Führerin] Reizt mich nicht länger, denn Rühr' ich mich erst,
Und hebe nur den Arm, so soll der Beste
Hier unter meinem Zorn [erliegen. Laßt mich wissen,] zu Boden sinken.
[Wer diesen Zwist begann, wer ihn erregte]
Wer fieng den Streit an? Redet, ich wills wißen.
Und wer die Schuld von diesem Frevel trägt,
[Und wär' er mir mein ächter Zwillingsbruder]
Wär er mein Zwillingsbruder auch, hat einen Freund
[Soll mich verlieren] In mir verloren. — Was? in einer Stadt voll Krieg
[Voll Krieg], Wo frische Furcht noch [ganz die Herzen aller] alle Herzen füllt,
[Besondere und eigene Händel führen,]
Privatgezänke auf der Wache selbst
Erheben [Zu Nacht und] an dem Ort der Sicherheit!

Jago.

— — — — — — — — — —

Entwischte mir. Ich kehrte, [um so schneller] eilends um,
[Da ich der Schwerdter Stoß und Klang vernahm]
Zurück, da ich die Schwerdter klirren hörte
Und [Kassio's Fluchen] Kassio fluchen, [welches] was ich
[bis heut Abend] nie an ihm
Ich nie an ihm [vernahm] bemerkt. Als ich zurückkam,
Und dies war bald] Bemerkt bis heut. Ich fand sie
[dicht] scharf schon aneinander [beisammen]
Auf Stoß und Hieb, wie [sie's von Neuem waren,
Als Ihr sie trenntet] Ihr sie selbst gefunden.

— — — — — — — — —

Und wenn gleich Kassio [etwas arg] ihm zu Nahe trat [kam]
([Weil] Wie man in Wut den nächsten Freund wohl schlägt)

— —

Othello.

's ist alles gut, mein [Liebchen] [Kind], Liebe

— — —

Wird oft der Schlaf [dem Zanke Preis gegeben] geneckt
von Kriegsgetöse

— — — —

Kassio.

[Ganz unheilbar,
Über des Arztes Kunst hinaus.]
So daß kein Arzt der Welt mir helfen kann.

Jago.

— — ohne Schuld verloren. [Du hast den guten Namen gar nicht verloren, wenn du dich nicht selber für den Verlierer hältst. Nun Mensch da giebts] Beruhige dich. Es giebt .... mehr Klugheit als [Bosheit] böser Wille.

Kassio.

Lieber wollt' ich [gute Worte geben, um verachtet zu werden,] selbst um meine Verwerfung bitten, als einen so guten General mit einem so schlechten, [versoffenen und unbesonnenen] Offizier [anführen] betrügen.

Kassio.

Es gefiel dem Teufel Trunkenheit [Platz zu machen dem Teufel Zorn] dem Teufel Zorn Platz zu machen . . .

Jago.

. . . so wünschte ich [wohl herzlich] freilich, daß dies nicht vorgefallen wäre; aber da es nun einmal so ist, so [kehre es ja zu deinem eigenen Besten] laß sehen, wie wir es wieder zum Beßten kehren.

Kassio.

. . . [Munde] Mäuler

Jago.

Kassio (drückt ihm die Hand).

. . . ist jetzt der General, — [ich kann dies wohl darum sagen, weil er sich ganz in der Beschauung, Betrachtung und Beherzigung ihrer Vollkommenheiten und Reize verloren hat.] . . . Platz einsetzen. [Sie ist von so freier, so gütiger, so fügsamer, so gesegneter Gemütsart, daß sie es für eine Versündigung an ihrer Güte halten würde, nicht mehr zu thun, als du von ihr verlangen wirst.] Bitte sie ꝛc.

Kassio.

. . . . Mein ganzes Glück ist dahin, wenn [man mir] ich hier [den Wirkungskreis stört] so schimpflich den Dienst [verlaß] verliere

Jago.

— — —

Da dieser Rath [aufrichtig] [freiwillig] vernünftig ist und ehrlich?

(Gestrichen: „Denn 's ist leicht" bis „zum Guten führt?" Später: „Ei, Roderich" bis „Bei seinem Weibe trifft?" Mit dem Schluß des Aktes schließt das Yorksche Manuskript.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Eine Straße.

Jago und Roderigo.

Jago.

Tritt hinter dies Gebälk, er wird gleich kommen:
[Entblöße dein Rapier und (stoß es durch) führ' es gut,]
Frisch, fürchte nichts, ich stehe dir zur Hand.

Es hebt [trägt] uns oder stürzt [legt] uns; daran denke,
Und halte fest den männlichen Entschluß.

— — — — — — — —

Roderigo (sich an die Seite stellend).

Ich spüre nicht viel Eifer für die That;
Ein Mann mehr oder wen'ger in der Welt,
Was liegt daran? [was thuts?] Heraus mein Schwert,
er stirbt.

— — — — — — — — — — —

Die ich ihm abgepreßt [zum Brautgeschenk] für Desdemona.

— — — — — — — — — — —

Roderigo.

O, der verdiente Lohn für meine That!

Othello.

Ja wohl, [O ich verruchter Schurke. Othello. Horch,] so ist es.

Kassio.

Hülfe! Einen Wundarzt!
[O Hülfe! Heda! Licht! Den Wundarzt her!]

Othello.

Er ist's. — O tapfrer, biedrer, wackrer Jago,
Der seines Freundes Schmach so nahe fühlt.
[Der so viel Sinn für Freundesunrecht hat]
[Der so viel Sinn hat für des Freundes Schmach]

— — — — — — — — — — —

Jago.

Ich bitt' um Beistand. Kassio liegt hier
Verwundet. [verwundet.]

Gratiano.

Ich find' Euch ungern so, ich sucht' Euch eben.

[**Jago.**

Borgt mir ein Strumpfband! So. — O eine Sänfte,
Um sacht ihn wegzutragen, ihn bequem zu tragen.]

Bianka.

O [Ach] Gott! er sinkt. — O Kassio! Kassio! Kassio!

Jago.

Ihr Herrn, mich ahndet, daß der Bündel hier
In diese Greuelthat verwickelt ist.

— — — — — — —

Jago.

Wie geht dir's, Kassio? O bringt ihn weg!
[O eine Sänfte!]

[**Gratiano.**

Roderigo?

Jago.

Ja! ja! er ist's. — O wohl, da kömmt die Sänfte.
Trag' einer ihn mit Sorgfalt fort von hier]
O bring' ihn einer leise weg von hier

— — — — — — — — —

Jago.

Kassio ward hier im Dunkeln angefallen,
Von Roderigo und von andern Buben;
[Fast ist er weg, und Roderigo tot.]

— — — — — — — —

Emilie.

Pfui, schlechtes Weib! [Hure, Pfui!]

Bianka.

Ich bin kein schlechtes Weib,
Ich bin so ehrlich wohl als ihr!

Emilie.

Als ich? o pfui!
[Ich bin nicht Hure; ich bin wohl so ehrlich
Als du, die so mich schimpft.

Emilie.

Als ich? o Pfui, Pfui, Pfui!]

— — — — — —

Dies ist die Nacht,
Die mich zu Fall bringt oder glücklich macht
[Die mich, wo nicht erhebt, zu Schanden macht.]

(Sie gehn ab.)

---

2. Bündel (Goedeke) ? Lümmel ? 1806, S. 208: Auswurf. Eine ähnliche Bedeutung für „Bündel" finde ich nicht in Grimms Wörterbuch. — 13. Dieser Vers ist von Voß an den Rand geschrieben.

Zweite Scene.

Othello (kömmt).

[Die Sache will's, die Sache will's, meine Seele]
[Es ist zu schwer]
Die That gebeut, die That gebeut, mein Herz; —
— — — — — — — — — —
Lösch' ich dich aus, du flammenheller Diener,
[O, wenn ich dich auslöschte, heller Diener,
du flammender Gefährte]
— — — — — — — — — — —
Wo wäre wohl Prometheus' Glut, die dir's
[Aufs] Von neuem weckte? Pflückt' ich deine Ros',
[Hab' ich deine Ros' entpflückt]
— — — — — — — — — — —
Und liebe dich nachher. — Noch einmal und zum letzten!
[zuletzt!]
— — — — — — — — — — —

Desdemona.

Wer ist's? Othello?

Othello.

Ich bin's, [Ja,] Desdemona.

Desdemona.

Willst du zu Bette gehen, mein Gemahl? [Gatte?]
— — — — — — — — — — —

Desdemona.

Weh, [Ach,] mein Gemahl, was willst du damit sagen?

Othello.

Wohl, thu es und sei kurz; ich geh' bei Seite;
Nicht möcht' ich deinen Geist in Sünd' ermorden,
Nein — Gott verhüt's [verhüt' es], nicht deine [die]
Seele morden.

Desdemona.

Sprichst du von Mord? [vom Morden?]

Othello.

Ja.

Desdemona.

Dann [möge] erbarme sich
Der Himmel mein! [erbarmen!]

— — — — — — —

Othello.

Und dafür stirbst du.

Desdemona.

O das ist grausam.
[Und] 's ist unnatürlich Tod um Liebe geben.
[Der Tod ist ungerecht, um Liebe morden.]
O Gott, was nagst du so die Unterlippe?
Ein blut'ger Vorsatz tobt in deiner Seele:
Das sind furchtbare Zeichen, doch ich hoffe,
[Bedeutungen, doch hoffe ich]
Sie deuten nicht auf mich.

Othello.

Sei still und schweig.

Desdemona.

Ich schweige; doch was willst du?

Othello.

Das Schnupftuch,
Das ich so wert hielt, das ich dir gegeben,
[Das Tuch, das ich so wert hielt und dir gab,]
Gabst du an Kassio.

Desdemona.

Nein, bei meiner Seele!
Ruf' ihn herbei und frag' ihn.

Othello.

Holde Seele,
Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht vor Meineid.
Du liegst auf deinem Sterbebett.
[Kind, bewahre dich,
Bewahre dich vor Meineid, denn du liegst
Auf deinem Sterbebette.]

Desdemona.

Doch nicht, um jetzt zu sterben.

11. Vgl. III, S. 59, Z. 20.

Othello.

Jetzt, sogleich
[Ja, jetzt gleich.]
Deshalb bekenn' aufrichtig deine Sünden.
Denn wolltest du auch jedes Einzelne
Mit einem Eidschwur leugnen, nicht vermöcht' es
Die feste Überzeugung zu erschüttern,
[Denn auch mit Eidschwur jedes einzle leugnen
Kann nicht die Überzeugung von mir wälzen,]
Die mich zu Boden drückt [erdrückt], du mußt jetzt sterben.
— — — — — — — — — — —
O falsches Weib! Du machst mein [dein] Herz zu Stein,
— — — — —

Othello.

Wär' jedes seiner Haar' ein eignes Leben, [ein Leben, meine Rache]
Mein Grimm verschläng' sie alle!

Desdemona.

O mein Gott!
[Gelüstete nach allen.]
Er ist verraten, und Ich bin verloren!
[O Gott. Er ist verraten und Ich verloren.]

Othello.

Beweinst du ihn vor meinen Augen, Metze? [Hure?]

Desdemona.

Verbanne mich, mein Gatte, morde mich
Nur nicht.
[Verbann' mich, mein Gemahl, nur töt' mich nicht.]

Othello (zückt den Dolch).

Schamlose, stirb! [Hinab, Hure!]

Desdemona.

Töte mich morgen, laß mich heut nur leben.
[O töt' mich morgen, laß heut Nacht mich leben.]

Othello.

Wenn du dich sträubst — —

Desdemona.

Nur eine halbe Stunde.

Othello.

Ist es geschehn, braucht's keinen Aufschub mehr.
[Stund,
Nur eine halbe Stunde.

Othello.

Ist's geschehn

Desdemona.

Nur bis ich mein Gebet gethan.
[Nur einmal laß mich beten!]

Othello.

Es ist zu spät.

(Er ersticht [tötet] sie.)

Emilie (draußen).

Mein gnäd'ger Herr! He! Holla! gnäd'ger Herr!

Othello.

Was für ein Lärm? — nicht tot? noch nicht ganz tot?
Wohl bin ich grausam, doch barmherzig auch [auch mitleidsvoll],
Nicht möcht' ich deinen Todeskampf verlängern.
[in der That dich leiden lassen.]
So, so!

Emilie.

He, holla! gnäd'ger Herr!

Othello.

Wer ist da?

Emilie (draußen).

Mein guter Herr, Ein Wort möcht' ich Euch sagen.

Othello.

Ja — 's ist Emilie. — Gleich. — Nun ist sie tot —
Vermutlich will sie Kassio's Tod mir melden [berichten].
Der Lärm war groß. — Ha! rührst du dich nicht mehr?
Still wie das Grab. — Darf sie ins Zimmer kommen? —
Sie regt sich, glaub' ich. — Nein. — Was ist das Beste?
Kommt sie herein, so will sie ganz gewiß
Mit meinem Weibe reden — Meinem Weib!
[spricht sie an mein Weib.]
Mit meinem Weib! Was Weib! Ich hab' kein Weib.
[Mein Weib! mein Weib! was Weib!]

O unerträglich! O furchtbare Stunde!
Mir däucht, jetzt müßte eine allgemeine
Verfinstrung sein an Sonn' und Mond, und der
Geschreckte Erdball vor Entsetzen beben.

Emilie.

Ich bitt' Euch, lieber Herr, nur ein paar Worte.
[O unerträglich schreckenvolle Stunde!
Mich dünkt, jetzt müßte sich wohl Sonn' und Mond
Mit Schwarz umhüllen, und der Erdball sich
Voll Schrecken aufthun.

Emilie.

Ich bitt' Euch, laßt mich mit Euch reden,
Mein guter, gnäd'ger Herr!]

Othello.

Ich hatte dich vergessen. Komm herein.
Sachte — sogleich — ich muß den Vorhang zuziehn —
Was willst du denn? Was giebts?
[Wo bist du? und was bringst du?]
(Er schließt die Thür auf, Emilie kömmt.)

Emilie.

O lieber Herr!
Ein blut'ger Mord
[O Herr, ein schnöder Mord]
ist vorgefallen

Othello.

Was, jetzt?

Emilie.

Jetzt eben, [gnäd'ger] Herr.

Othello.

Da liegt die Schuld am Monde.
[Die Schuld liegt an dem Monde.]
Er kömmt der Erde näher als gewöhnlich
Und macht die Menschen rasend.

Emilie.

Kassio
Erschlug 'nen jungen Edeln aus Venedig
Genannt Rodrigo.

30. Monde, englisch: moon. Voß und Schiller haben beide „Morde" geschrieben.

[Kassio erschlug 'nen jungen Venetianer
Mit Namen Roderigo.]

Othello.

Roderigo tot!
Und Kassio tot!

Emilie.

Nein, Kassio ist nicht tot!

Othello.

Kassio nicht tot? Dann irrte sich der Mord,
Und eine süße Rache ward vergällt.

Desdemona.

O ungerecht, höchst ungerecht ermordet
[O falscher, falscher Tod!]

Emilie.

Gott helf' uns! welch ein Schrei war das?

Othello.

Das! Was?

Emilie.

O Gott, es war die Stimme meiner Frau. —
He! Hülfe! teure Frau! o sprecht noch einmal!
O süße, liebe Desdemona, sprecht. —

Desdemona.

Ich sterb' unschuldig! [Unschuldig sterb' ich.]

Emilie.

Gott im Himmel! Wer!
Hat [O wer hat] das gethan?

Desdemona.

Niemand; ich selbst; leb' wohl —
Empfiehl mich meinem güt'gen Herrn, leb' wohl!
(Stirbt.)

Othello.

Wie ward sie denn ermordet?

Emilie.

Gott, wer weiß es?

Othello.

Du hast es selbst gehört. Ich war es nicht.

28. Vgl. Lessing (Nat.-Litt.) II, S. 446, Z. 22.

Emilie.

So sagte sie — Ich muß die Wahrheit sagen. [künden.]

Othello.

Sie fuhr als eine Lügnerin zur Hölle [Höll' hinab].
Ich war's, der sie ermordete [war ihr Mörder].

Emilie.

So mehr
Ist sie ein Engel, du so mehr ein Teufel!
[O desto mehr ist sie ein Engel,
Und du ein schwärzrer Teufel!]

Othello.

Sie ging dem Laster nach und ward zur Metze.

Emilie.

Du sprichst ihr Lügen nach und bist ein Teufel.

Othello.

[Sie war wie Wasser falsch.

Emilie.

Du bist wie Feuer wild
Nennst du sie falsch — O sie war himmlisch treu.

Othello.]

Sie liebte Kassio; frage deinen Mann;
Verdammter wär' ich als die tiefste Hölle,
Wär' ich zu diesem Äußersten geschritten
Ohne gerechten Grund.
[Hätt' ich mich ohne sichern Grund gewagt
Zu einem solchen Schritt]. — Dein Mann weiß Alles.

Emilie.

Mein Mann?

Othello.

Dein Mann!

Emilie.

Daß sie die Ehe brach?

Othello.

Ja wohl, mit Kassio. Wär' sie treu gewesen, [, blieben,]
O glaube mir, und wollte mir der Himmel

Noch eine zweite Welt aus einem ganzen
Und fehlerlosen Chrysolith erschaffen,
Ich gab sie nicht dafür.

Emilie.

Mein Mann?

Othello.

Dein Mann!
Er war's, der mich zuerst gewarnt. Er ist
Ein Freund des Rechts, dein Mann, und haßt den Greul
Schandbarer Thaten
[Und (hätte) wollte mir der Himmel eine Welt
Aus Einem ganzen Chrysolithe bilden,
Ich hätt' sie nicht dafür verkauft.

Emilie.

Mein Mann?

Othello.

Dein Mann; er sagte mir's zuerst.
Er ist ein braver Mann und haßt den Schmutz,
Der argen Thaten anhängt].

Emilie.

Mein Mann?

Othello.

Wozu bedarf's
Der Wiederholung, Weib? Ich sag', dein Mann.

Emilie.

O unerhörter, gräßlicher Betrug!
[O Desdemona, Ungleich hohe, edle Liebe!
Arglist höhnt die Liebe!]
Mein Mann sagt, daß sie falsch ist?

Othello.

Weib, er sagt's;
Dein Mann, dein Mann; verstehst du dieses Wort?
[der brave,
Verstehst du dieses Wort?
Mein Freund, dein Mann, der brave Jago].
Mein Freund, der redliche, rechtschaffne Jago.

Emilie.

Sagt er's, so mög' er [ihm] die verruchte Seele
Langsam aushauchen in der Hölle Grund.
Er lügt. Zu sehr nur liebte sie den Teufel,
Dem sie ihr Herz geschenkt.

Othello.

Ha!
[und täglich schwinden. O er lügt;
Sie war nur zu verliebt in ihre Wahl.]

Emilie.

Thu dein Ärgstes!
So wie du ihrer, so ist diese That
Des Himmels wert.
[Wie diese That den Himmel nicht verdient,
Verdientest du sie nicht.]

Othello.

Am besten wär's, du schwiegst.

Emilie.

Du hast nicht halb die Kraft mich zu beleid'gen [beschimpfen],
Als ich es zu ertragen. O du [Dummkopf!] Thor!
Hirnloser, unverständ'ger Thor, und du
Hast eine That gethan! Ich fürchte mich
Vor deinem Schwerte nicht — ich mach' es kund
[Besinnungslos wie Kot, du hast's gethan.
Ich achte nicht dein Schwert, ich geb' dich an,]
Und gält' es zwanzig Leben. — Hülfe! Hülfe!
Der Mohr hat meine Frau getötet. — Mord!

(Montano, Gratiano, Jago und andre.)

Montano.

Was giebt es hier? Was soll das, General?

Emilie.

O Jago, kommst du? Du hast's gut gemacht
[bist du da? — wie geht es zu]
Daß andre ihre Mordthat auf dich schieben?
[fremder Mord auf dich geschoben wird?]

Gratiano.

Was giebt's denn?

Emilie.

Widerlege diesen Teufel,
[Entwaffne diesen Schuft, wenn du ein Mann bist.]
Wenn du ein Mann bist. Rede. Er behauptet,
Du habst sein Weib der Untreu angeklagt.
[Er spricht, du habest falsch sein Weib genannt.]

— — — — — — — — — —

Jago.

Ich that's.

Emilie.

So sprachst du Lügen, schändliche,
[unerhörte,
unverschämte Lügen.]
Verhaßte Lügen! O bei meinem Leben!
Verdammenswerte Lügen — Untreu? Sie?
[Bei meinem Leben, Lügen, arge Lügen —]
Mit Kassio? Mit Kassio sagtest du?
[Sie falsch mit Kassio! Sagtest du mit Kassio?]

Jago.

Mit Kassio, Weib! geh, bänd'ge [dämpfe] deine Zunge.

Emilie.

Ich bänd'ge meine Zunge nicht. Ich hab'
Zu reden. Ich muß reden. Hier im Bett
Liegt meine Frau ermordet.

Othello.

Gott verhüt' es!
[Das werd' ich nicht. Ich bin befugt zu reden.
Hier liegt die Frau in ihrem Bett ermordet.

Othello.

Das möge Gott verhüten.]

Emilie.

Und deine Ränke stifteten den Mord.

Othello.

Nein, starrt mich nicht so an, 's ist wirklich wahr.

Gratiano.

Unsel'ge [O schreckenvolle] Wahrheit!

Montano.

Ungeheure That!

Emilie.

O Büberei! — Verdammte [O] Büberei!
Ich denke nach — ich merk' — O Büberei! [denk', ich merk' es; — Büberei!]
Ich dacht' es gleich; ich möchte mich aus Gram [möcht' aus Gram mich töten]
Vernichten! o verruchtes Bubenstück! [O Büberei, o Büberei!]

Jago.

Wie, bist du rasend? geh nach Haus, ich will es.

Emilie.

Erlaubt mir, edle Männer [Herren], daß ich rede.
Ihm zu gehorchen ziemt mir, — doch jetzt nicht.
Und leicht könnt' ich nie mehr nach Hause gehn.
[Leicht, Jago, könnt' ich nie nach Hause gehn.]

Othello (blickt auf Desdemona).

Oh! Oh! Oh! Oh!
(wirft sich nieder.)

Emilie.

Ja wirf dich hin und heule [brülle],
Weil du gemordet hast die reinste Unschuld,
Die je die Sonne sah [ein Aug aufschlug].

Othello.

Oh, sie war falsch! —
(steht auf.)
Seid Ihr es, Oheim? Da liegt eure Nichte
[Ich kannt' Euch, Oheim, kaum, da liegt die Nichte]
Jetzt eben, jetzt, von meiner Hand entseelt.
Ich weiß es, diese That sieht gräßlich aus.

Gratiano.

O Desdemona! Preisen muß ich's jetzt,
Daß dir dein Vater in den Tod voranging.
Deine Vermählung war sein Tod. Ihn stürzte
Der Jammer in die Grube.
[Der diese Hand das Lebenslicht entführte.
Ich weiß, die That blickt schreckenvoll und gräßlich.

Gratiano.

Arme Desdemona!
Mich freut es, daß dein Vater dir voran ging;
Die Heirat war sein Tod, und blasser Gram
Zerschnitt den alten Faden.] Lebt' er jetzt,
Der Anblick würd' ihn in Verzweiflung stürzen;
Den guten Engel würd' er von sich fluchen
Und in Verdammnis sinken.

Othello.

Ja es ist
Erbarmungswürdig; ['s ist kläglich] aber Jago weiß,
Daß sie mit Kassio die schnöde That
Wohl tausendmal beging.
— — — — — — — — — — —
Laßt [Und mögen] Himmel, Menschen, Teufel, laßt sie alle
Scham rufen wider mich [Gesamt mir Schande schrein]
ich spreche doch [will doch sprechen].
— — — —
Es wegzustehlen.

Jago.

[Du] Verwünschte Schwätzerin! [Hure!]
— — — — —

Othello.

Will ihn kein Donner treffen?
O unerhörter Bösewicht!
[Giebt's keine Stein' im Himmel,
Als die zum Donnern dienen? Unerhörter Schurke.]

Gratiano.

Sie sinkt; gewiß, er hat sein Weib getötet.

Emilie.

Ja, ja, o legt mich neben meine Frau!

Gratiano.

Er lief davon; sein Weib ist umgebracht.

Montano.

Das ist ein Teufel [Höllenschurke. Nehmt das Schwert zu euch
— — — — — — — — — — —

Othello.

Ich bin nicht tapfer mehr. —
Ein jeder Knabe [einzig Knäblein] kann das Schwert mir nehmen
— — — — — — — — — — —

Gratiano (draußen).

Versuch's, es wird dir teur zu stehen kommen.
[Wenn du's versuchst, es wird dir teuer stehn.]
Du hast kein Schwert und mußt durchaus dich fügen.

Othello.

So sieh denn auf mich her und sprich mit mir,
So fall ich, wehrlos [nackend] wie ich bin, dich an.

Gratiano (hereinkommend).

Was giebt es denn?

Othello.

Schau' her, ich hab' ein Schwert;
Ein bessres hat kein Krieger noch getragen.
[an keines Kriegers Seite]
Einst war die Zeit, wo dieses
[Wohl nie gehangen. Ehmals war die Zeit,
Daß dieser kleine Arm, dies] gute Schwert
Mir Öffnung machte durch mehr Hindernisse,
Als zwanzigmal dein Zwang.
— — — — — —

Othello.

Hier ist, der einst Othello war; hier bin ich.

Lodovico.

Wo ist die Natter? Bringt den Buben her [Missethäter].

Othello.

Ich seh' ihm auf den Fuß, doch 's ist ein Märchen,
Wenn du ein Teufel bist, so bist du fest.
(Othello verwundet Jago.)

Lodovico.

Reißt ihm das Schwert hinweg.

Jago.

Ich blute, doch ich lebe.

Othello.

Das thut mir gar nicht leid, du sollst auch leben.
[Es schmerzt mich nicht; ich wünschte dich am Leben].
Nach meinem Sinn ist Sterben Seligkeit.

Lodovico.

O [Othello] du, der einst so trefflich war, Othello,
Jetzt in die Stricke eines Bösewichts gefallen,
[Dann fiel durch eines nicht'gen Sklaven Tücke.]
Was soll man zu dir sagen?
— — — — — —

Othello.

Ich glaub' es, und ich bitt' dich um Vergebung.
O fraget doch, ich bitt' euch, diesen Teufel,
Warum er meine Seele so verstrickt?
[Weshalb er mich an Seel' und Leib]

Jago.

Fragt mich um nichts mehr; was ihr wißt, das wißt ihr;
Von dieser Stund' an red' ich nicht ein Wort.

Lodovico.

Was, auch nicht beten? Foltern sollen dir
Den Mund eröffnen.

Othello.

Gut, du thust am besten.
[Die Folter soll den Mund dir öffnen.

Othello.

Gut,
Du thust am besten dran.]

Lodovico.

Ihr sollt erfahren, Herr, was vorgefallen;
Ich glaub', Ihr wißt noch nichts. Hier ist ein Brief,
Den man bei Roderigo fand, darin ihm Jago
Den Auftrag giebt, den Kassio zu töten.
[in Roderigos Tasche fand,
Und hier noch einer. Dieser da enthält
Den Tod des Kassio zu unternehmen,
Von Roderigo.]
— — —

Othello.

O Bösewicht!

Kassio.

Höchst heidnisch und höchst gottlos!

[Lodovico.

Und hier ist noch ein mißvergnügter Brief
Aus seiner Tasch'; und Roderigo wollte,
So scheint's, als Antwort ihm den Buben schicken,
Wenn Jago nicht derweil gekommen wäre,
Ihn zu befriedigen.

Othello.

Der Schändliche!]
Wie kamst du zu dem Schnupftuch, Kassio,
Das meinem Weib gehörte?

Kassio.

Ich fand's in meinem Zimmer.
Und er bekannte selbst den Augenblick,
Daß er es dort absichtlich fallen ließ, [dort ausdrücklich fallen ließ]
Um Böses anzustiften. [eine Absicht zu erreichen]

Othello.

O ich [Thor! Thor!] Thor!

[Kassio.

Und ferner steht in Roderigo's Brief,
Wie er dem Jago vorwirft, daß er ihn
Gereizt, mir Trotz zu bieten auf der Wache,
Woher mein Unglück kam; und eben jetzt
Sprach er, nachdem er lange tot geschienen,
Daß Jago ihn gehetzt und angetrieben.]

Lodovico.

Ihr müßt jetzt fort von hier und mit uns gehn;
Genommen ist Euch Ansehn und Kommando,
Und Kassio herrscht in Cypern. — Dieser Bube — —
Giebt's irgend eine fürchterliche Marter,
Die ihn recht grausam [aufs beste] quält und lange [längst] hinhält,
Die sei für ihn. — Ihr bleibt in strenger Haft,

Bis Eur Vergehn dem Staate von Venedig
Gemeldet ist. — Kommt, führet ihn hinweg.

Othello.

Gemach, nur ein paar Worte, eh Ihr geht.
[Sacht,] [nur, bevor]
Ich war dem Staat von Nutzen, und man weiß es;
Nichts mehr davon. — Wenn Ihr in Euren Briefen
Von diesem Unheil den Bericht erstattet,
Sprecht von mir, wie ich bin; verkleinert nichts,
Noch setzt mit Bosheit zu. Beschreibet mich
Als einen, der nicht klug, doch zu sehr liebte;
Nicht leicht argwöhnisch ward, doch aufgeregt
Unendlich raste; der gleich jenem Juden
Die Perle wegwarf, die kostbarer war
Als seine ganze Sippschaft. Dessen Auge,
Des Weinens ungewohnt, jetzt überfloß
Von milden Thränen
[Sonst ungewohnt des Schmelzens jetzt bewältigt
Von Thränen träufte] wie Arabia's Bäume
Von balsamreichem Harze. — Das schreibt nieder,
Und setzt hinzu, daß in Aleppo einst,
Allwo ein Türke einen Venetianer
Boshaftig schlug und unsern Staat beschimpfte [verriet],
Ich den beschnittnen Hund am Hals ergriff
Und so — erstach!

(Er ersticht sich.)

Lodovico.

O blutige Geschichte.

[**Gratiano.**

All unsre Reden sind vereitelt.

Othello (sinkt auf Desdemona).

Ich küßte dich, eh ich dich tötete;
Jetzt kann ich mir nichts Schöneres erwerben
Am Lebensziel, als sanft im Kuß zu sterben.

(stirbt.)

13—15. Vgl. IV, 179, V. 1776 ff.

Kassio.

Das fürchtet' ich, doch glaubt' ich ihn unbewaffnet —
Denn er war hochgesinnt.

Lodovico (zu Jago).

Du Ungeheuer (wilder Hund)

— — — —

(zu Kassio.)

Ihr, Herr Gouverneur,
Bestimmt die Strafe dieses Bösewichts, [Höllenbuben,]
Die Zeit, den Ort, die Marter, — schärft sie, schärft sie,
Ich will an Bord und nach Venedig eilen
Und dort vom Jammer Jammerkund' erteilen.

Inhalt.

Schiller, Friedrich,

Schillers Werke

Bd.: 9

[ca. 1887]